

Daniel Veith

VESPUCCIS WIEDERKEHR

Psychogramm eines Spätpubertierenden

oder

Charakterstudie eines Weltbürgers in der Existenzkrise

ROMAN

*Aphrodite, die schöne, die züchtige, will
ich besingen,
Sie mit dem goldenen Kranz, die der meer-
umflossenen Kypros
Zinne beherrscht, wohin sie des Zephyros
schwellenden Windhauch
Sanft hintrug auf der Woge des vielauf-
rauschenden Meeres,
Im weichflockigen Schaum; und die Horen
mit Golddiademen
Nahmen mit Freuden sie auf und gaben
ihr göttliche Kleider.*

Homer

KAPITEL 1

„Und dass nur eins klipp und kristallklar ist: Jahrzehntelang war ich die willenlos dahintrippernde Tranfunzel in dieser katholischen Moralistentgruft gewesen. – Aber jetzt ist der Weihrauchpott alle. Ich bin nun endlich im ‘gesetzten Alter’, und ab heute lass’ ich die ultimative Sau raus; mein komplettes Leben werde ich die Sündenklamm runterjagen!

Basta!

Aus Äpfel!“

Policarpo musste tief Luft holen (dreimal, um genau zu sein und der Dreifaltigkeit gerecht zu werden): Seine Tochter – eine Freischärlerin? Sie erdreistete sich, dem Willen ihrer Eltern (ihren Schöpfern, denen sie ihre erbärmliche Existenz auf diesem Elendsgestirn und alles weitere zu verdanken hatte!) zu trotzen, sie wagte es gar, Sprüche der Subkultur zum besten zu geben?

Immacolata, Policarpus angetraute Ehefrau, bekreuzigte sich damals und betete drei Vaterunser zur Vergeltung, jede volle Stunde einmal.

Nach drei Wochen hatte sie ihr Flehen aufgegeben.

Die Welt war doch ein Jammertal.

Policarpo Peruzzi drängte die grauenvolle Erinnerung hinweg und ließ seinen Blick über die köstlichen Bücherreihen an der Wand schweifen. Eine zu glanzvolle Bibliothek durfte er sein Eigen nennen, über und über mit herrlichsten Kunstgegenständen bestückt. Die Regale schillerten in poliertem, dunkelrotem Mahagoni, welches im Winter die munter züngelnden Flammen des Kaminfeuers reflektierte und dem Raum einen Hauch von ergreifender Mystik verlieh. Wenn die tiefstehende Spätnachmittagssonne ihre Strahlen durch die große Fensterfront an der Südwand schickte, dann wetteiferten die grauschwarzen Marmorfliesen mit den weinfarbenen Edelholzregalen.

Ach, läge er doch schon lange im grauschwarzen Mahagoni-Sarg begraben, so wäre ihm diese Niedertracht auf ewig erspart geblieben.

Policarpo erhob sich und trat an eine gedrungene Kommode, deren vom Alter an einigen Stellen verquollene Deckplatte er mit auf Zelluloid gebannten Reminiszenzen an die Vergangenheit kaschiert hatte: in Gold und Platin gerahmte Familienbilder, von kunstreichen Schnörkeln verbrämt.

Wehmütig strich er mit seinen Fingerspitzen über die raue Oberfläche und atmete den nostalgischen Modergeruch. Dies an Jahren schwer gezeichnete Mobiliar verkörperte beinahe schon eine makabre Allegorie seiner selbst: verbraucht und nutzlos.

Mit in düsteren Trauerseen schwimmenden Augen streifte er die von der Sonne gebleichten Fotografien; das Porträt seiner Frau, sein eigenes, Bildnisse seiner Kinder. Schöne und wohlgeratene Nachkommen hatte er geschaffen, alle bis auf... ja, warum gerade sie? Mit bangeren Händen griff er nach dem sechsten Rahmen, der etwas abseits von den fünf anderen stand, und betrachtete das Mädchen, welches so ordinär und breit in die Kamera grientete.

Warum musste sie ihm das antun? Warum? Was hatte er nur falsch gemacht? Sie genoss dieselbe Erziehung wie Sandro, Aristotile und Raffaella, sie war nie benachteiligt worden, Policarpo hatte ihr ebenso wie den anderen zum Einschlafen aus Vasaris 'Vite' vorgelesen, hin und wieder Auszüge der 'Divina Commedia', bisweilen Petrarca... Wo nur spross die Wurzel ihres so frostklirrenden Seelengemüts?

Policarpo wusste es nicht, er wusste auch keinen Ausweg mehr, er verzagte und war verzweifelt; zu Tode verzweifelt: Simonetta, gerade Simonetta, auf die er all seine Hoffnung gesetzt hatte!

Des Übels Anbeginn markierte vor fast einem Jahr Simonettas schulisches Reifezeugnis, die *maturità*. Freudetrunken und himmelhoch jauchzend war sie damals vom *liceo* heimgekehrt, eine 6,8 in der Tasche (nicht einmal Policarpo hatte sich einen so glänzenden Schnitt versprochen). Um so frohsinniger kam er auf die schon während der letzten beiden Schuljahre hin und wieder angerissene Frage nach dem zukünftigen Bildungsweg zu sprechen, wobei sich dieses Thema im Grunde erübrigte, denn Simonetta würde zweifellos den Weg ihres Vaters einschlagen, sintemal er schon von ihrem älteren Bruder Sandro geebnet worden war. Von sonnenscheinglitzernden Flutwellen des Wohlbehagens erquickt, hatte Policarpo in den vergangenen Jahren Simonettas überwältigendes Interesse an den Fächern Geschichte und Kunst verfolgt. Auch seine erste Tochter war in ihren Neigungen dank der verantwortungsbewussten, intellektuellen Formung ganz nach des Vaters Vorstellung gediehen; auch vor Simonetta öffnete sich das güldene Triumphportal des Humanismus.

„Du kannst mich zu allertiefst im Arsch kratzen, lieber Vater. Meine Schulzeit ist jetzt für immer und alle Zeit vorbei, und ab heute mach' ich nur noch, was ich will!“

Lobgesänge – ach was, Dankesopern hätte Policarpo angestimmt, wenn es bei einem rebellischen Gebaren geblieben wäre, hätte er damals geahnt, welch bedrohlicher, prophetischer Kern Simonettas Aussage enthalten hatte. Wie hätte er dem Herrn im Himmel

gedankt! Nicht vor der längsten und beschwerlichsten Pilgerfahrt wäre er zurückgeschauert, hätte er Simonettas künftige Entfaltung in Grund und Erdboden knebeln können.

Aber nein, damals ward er sich des delphischen Spruches nicht gewahr, ihm dämmerte kaum, was diesen anfänglichen Affronten noch folgen würde: Skandale, Skandale, unendliche Skandale...

Skandale, die man sich gar nicht erst vor Augen rufen dürfte, so abgrundtief sündig waren sie.

Seine Finger hinterließen bereits unfeine Schweißabdrücke auf dem blankspiegelnden Goldrahmen. Simonetta entfaltete sich geistig wie physisch in genau dem Maße, wie er es niemals geplant hatte.

Als überzeugter Humanist hatte er sich schon beim ersten Gedanken an Nachwuchs zum Ziel gesetzt, in jedem Kind den Geist der Renaissance und des Humanismus fortleben zu lassen, indem er gefeierte Menschen jener Zeit zu ihrem Namenspatron erkor: Sandro, zum Gedenken an Sandro Botticelli, Policarpos meisterhaften König unter den Kunstschöpfenden. Aristotile, als Hommage an einen der – wenn nicht sogar den – größten Denker der Antike, Vorbild für viele Wissenschaftler und Philosophen der Neuzeit. In Raffaella, seiner zweiten und jüngsten Tochter, sollte der göttliche Raffael mit Würde im zwanzigsten Jahrhundert wieder auferstehen. Und schließlich Simonetta...

Bei der Namengebung schwebten ihm die edlen Gesichtszüge der einzigartigen Simonetta Vespucci vor, das Antlitz der schillerndsten Florentiner Schönheit des *Cinquecento*. Simonetta Vespucci, von Sandro Botticelli in seiner berühmten 'Geburt der Venus' zur Göttin der Anmut und Schönheit erkoren. Von Poliziano und vielen anderen Poeten in Gedichten besungen, die junge Geliebte des großen Giuliano de' Medici. Eine Frau, deren Leben viel zu früh verwirkt war, mit gerade siebzehn Jahren starb sie an der Schwindsucht. Policarpo hielt es für die nur ihm allein zuerkannte Mission seines irdischen Humanistendaseins, jene Simonetta in Gestalt seiner Tochter wiederaufleben zu lassen, geprägt vom Geist der Renaissance, eine Schönheit sondergleichen. Er wollte sich an ihrer Anmut laben, ihrer Grazie huldigen, ihren Liebreiz verehren.

Wie sehr hatte er sich diese goldene Lockenpracht, dies vollendete Gesicht, diesen tadellosen Körper erträumt – aber vor Gott stand er wohl immer in der letzten Reihe.

Von Ähnlichkeit mit ihrem unvergänglichen Leitbild war bei Simonetta Peruzzi nicht im geringsten zu sprechen. Mutter Natur verlieh ihr ein beinahe kugelförmiges Gesicht, von einer im Profil aus der Kugelform des Kopfes fast nicht hervorstößenden Nase in zwei Hälften geteilt. Unter schmalen, strichförmig verzackten Brauen zwei tiefliegende, in schwere Lider gebettete, graugrüne Augen, aus denen die Vulgarität ihrer verderbten Charakterlosigkeit höhnte (warum hatte Policarpo davon einstens nie Notiz genommen, warum sah er nicht den blutigen Verschwörerdolch an ihrer Seite blitzen?). Das untere Drittel ihres zumeist totenbleichen und noch totenbleicher geschminkten Antlitzes wurde von fleischwulstigen Lippen regiert. Für ihre einundzwanzig Jahre war Simonetta ungewöhnlich klein, sie reichte Policarpo nicht einmal bis an die Schulter, und von ihrer Statur her glich sie eher einem jungen Mann als einer Frau, ihr Körper dünn wie eine Ziermarmorsäule, weder Bluse noch Hose gefüllt voll weiblichen Fleisches. Simonetta Peruzzi, sie war ein Sarg aus magerem, grobem Frauenfleisch, in welchem die Seele der göttlichen Vespucci begraben lag.

Policarpo hätte niemals das im Vergleich zu ihren Geschwistern wahrhaft arme Erscheinungsbild seiner ältesten Tochter bemängelt, wäre ihm bewusst gewesen, was ihm mit Simonetta noch alles blühen sollte: Ihre Haarfrisur trotzte jeder Beschreibung; ein renitenter Irokesen-Schnitt wäre wohl noch eher zu verdauen gewesen. Ihren pechschwarzen Balg pflegte sie vom Hals bis über die Ohren völlig abzurazieren, der Haaransatz bil-

dete in einer passiven Linie sozusagen den nördlichen Wendekreis ihres Kopfes. Oberhalb jener Grenzmarke pappte sie die strähnigen, überlangen Zotteln mit einem glitschigen Gel nach oben, so dass es aussah, als ob sie ein Vogelnest auf dem Kopf trüge. Vor einem halben Jahr etwa hatte sie begonnen, ihren Schopf zu allem Überdross und zum Schrecken Policarpos knallrot zu färben. Nicht etwa eine natürliche, blasse Rotschattierung, sondern poppigstes Rot, wie es im Banner der Radikalen Partei protzte. Und es kam noch weitaus schlimmer: Mittlerweile war Simonetta dazu übergegangen, einen Teil der Mähne in ihren ursprünglichen Schwarzton zurückzutünchen, um den feurigen Anstrich gleich einer Boa Constrictor sich vom linken Ohr beginnend rechtsdrehend zur Spitze der Haarpyramide emporwinden zu lassen. – Abscheulich!

Und erst ihre Kleider! Für solch erbärmliche Fetzen war sich gewiss sogar der Teufel zu schade. Entweder verunstaltete sie sich mit zerschlissenen Armeehosen aus der Nachkriegszeit und verbeulten Second-Hand-Pullovers, welche sie auf diversen Flohmärkten erwarb oder von ihren garstigen Freunden schmarotzte, oder – das weitaus größere Übel – sie kleidete sich in selbstgeschneiderten Mini-Röcken und Oberteilen! Policarpos alter Freund Luigi hatte einmal geäußert, dass man sich über ihre kreativen Ideen streiten könnte, aber sie zeigten doch recht viel, wenn Policarpo wüsste, was er meinte. Policarpo hätte ihm damals mit der Hand ins Gesicht schlagen können, links und rechts und nochmals links und rechts, diesem frivolen Kerl! Luigi war seinerzeit schon über siebzig; vier Wochen nach dieser lästerlichen Sentenz hatte ihn ganz unerwartet ein Herzschlag dahingerafft. Policarpo könnte schwören, dass dies die gerechte Strafe Gottes für seine haltlosen Kommentare gewesen war.

Jedoch – er stellte das Foto wieder zwischen die anderen auf die Kommode – alles, ja alles würde er Simonetta vergeben, verzeihen, sie exkulpieren und amnestieren, wenn sie nur unterließe. Unterließe, die Ehre der Familie in Schmutz und Schmach und Schimpf und Schande zu schleifen. Mochte sie Unterhosen auf dem Kopf und ihre Strumpfhosen als Handschuhe tragen, mochte sie sich eine Glatze rasieren und dieselbe mit Schuhwiche beschmieren, nur aufhören musste sie mit ihren das Heil der gesamten Sippschaft zerfletschenden Freveleien und Gräueltaten.

Wie lange noch würde er es ertragen? Wie lange noch konnte er stillschweigend diesen fauldünstigen Vorzeichen familiärer Verrottung ins Auge blicken, bevor er selbst zugrunde ging?

Der letzte Skandal war noch keine halbe Stunde alt. Strahlend war sie nach Hause gekommen. In der Hand eine Zeitschrift. Unter dem Titelbild die Aufschrift:

‘Cinque anni di Le Nude. Fotografie dal SYRACUSE.’

Hinter dem geschichtsträchtig-verballhornten Namen *‘Syracuse’* verbarg sich eine skandalumwitterte Diskothek, welche viermal im Jahr landesweite Zuflucht dem Sittenverderbnis des Erdenpfuhls bot: in dreimonatigem Turnus fanden hier die Urmoral des in Christi Erbe erglühenden Menschentums untergrabende Nacktvorstellungen statt.

Nacktvorstellungen! Das Sündenbabel Umbriens! In Foligno, keine dreißig Kilometer von der Stadt des Heiligen Francesco entfernt!

Simonetta zählte das *‘Syracuse’* zu ihren Stammkneipen. Auch das ließe sich letztendlich noch verschmerzen. Aber Policarpo sollte das Ungemach mit aller Härte treffen: Simonetta verdiente sich ihr Brot als Pornojournalistin für ein Duzend regionaler und überregionaler Schandschriften des Landes! *‘Cinque anni di Le Nude’* stammte aus ihrer Feder. Desgleichen die Schwarz-Weiß-Fotoreihe. Fünfzehn Seiten Sünden. Fünfzehn Seiten über die Spezial-Tanzdarbietungen zum fünfjährigen Jubiläum der Nackttanznächte. Fünfzehn

Seiten in der übelsten Fleischeslustgazette Italiens. Auf dem Titelbild in riesigen, blutroten Lettern ihr Name: Simonetta Peruzzi.

Die Kunde, dass die Uffizien abgebrannt wären, hätte in Policarpo kaum größeres Entsetzen hervorrufen können.

‘*Cinque anni di Le Nude*’ war selbstverständlich nicht Simonettas erster Artikel. Zuvor hatte sie bereits ähnliche Schandschriften verfasst, unter anderem ein Bericht über die römische Homosexuellenszene am Monte Testaccio oder eine Reportage über den Lebenslauf afrikanischer Bajaderen im Termini. Simonetta war es gelungen, sich in einer Zeitspanne von nicht einem Jahr in den Olymp der renommiertesten Erospublizisten Italiens hoch zu schreiben. Ihre Fotoreportagen erlangten eigenen Angaben zufolge in den entsprechenden Leserkreisen bereits Kultstatus. Simonetta Peruzzi, Policarpos Tochter – ein gefeierter Star des Rotlichtmilieus, Idol von Zuhältern und Prostituierten?

Policarpos Augen füllten sich mit qualbitteren Tränen. Nein, auch nicht in seinen furchtbarsten Alpträumen hätte er sich je auszumalen vermocht, mit welcher grausamen Pflugscharen die eigene Tochter sein Innerstes zerstückelte, Simonetta, welche dazu ausersehen war, die Nachfolge der Vespucci anzutreten. Unvermittelt sank Policarpo auf die Knie und faltete die Hände:

„Heilige Simonetta im Himmel, Geliebte Giulianos de’ Medici, auf Erden herabgestiegene, menschengewordene Venus der Renaissance, hilf mir, steh’ mir bei, auf dass meine Tochter vom Wege des Bösen abgebracht und in vernünftige Bahnen gelenkt werde, heilige Simonetta Vespucci, schreite ihr leitend voran, um sie in deiner Nachfolge erblühen zu lassen zum schönsten Gedeihe und zum Ruhme unseres Hauses Peruzzi. Amen.“

KAPITEL 2

Zur Zeit des erlauchten Lorenzo de’ Medici des Älteren, die für Menschen und Geist wahrlich ein goldenes Zeitalter gewesen ist, lebte auch Alessandro, nach unserem Brauch Sandro genannt, der aus Gründen, die wir bald hören werden, den Beinamen Botticelli erhielt. Sein Vater, Mariano Filipepi, ein florentinischer Bürger, erzog ihn mit großer Sorgfalt und ließ ihn in allen Dingen unterweisen, die man Kinder lernen lässt, ehe sie zu einem Berufe bestimmt werden.

Giorgio Vasari, ‘*Vite*’

Policarpos Sohn hieß zwar nicht Alessandro di Mariano di Vanni Filipepi, er hatte keinen Bruder namens Giovanni, auf dessen Fettleibigkeit sich laut Giorgio Vasaris Lebensbeschreibung sein Spitzname ‘*Botticello*’ – ‘Fässchen’ – zurückführen ließ, sein Vater war nur Bürger Perugias, Sandro Peruzzi wurde auch nicht in einem goldenen Zeitalter geboren und war erst recht nicht Schüler eines so berühmten Meisters wie Fra Filippo Lippi, aber Sandro, Policarpos Sohn, machte seinem Namen alle Ehre. Vasaris ‘*Vite*’ zum Leitfaden ersehen, sorgte Policarpo für eine mit größtmöglicher Sorgfalt in Angriff genommene Edukation und eine tiefschürfende, allumfassende Unterweisung in allen Dingen, welche sich für das spätere Berufsleben von unsäglichstem Nutzen erweisen konnten.

Nach der brillant und souverän bestandenen *maturità* und seinem *servizio civile* (den Wehrdienst verweigerte er aus christlicher Überzeugung) war Sandro 1994 nach England gegangen, um sich an der namhaften Cambridge University zu immatrikulieren. Schon

früh manifestierte sich seine Neigung für die größte aller Weltsprachen, welche Policarpo auch gebührend zu fördern verstand, obwohl er sich insgeheim einen frenetischen Althilologen mit unbezähmbarem Heißhunger nach den literaturästhetischen Sternstunden bei der Lektüre eines Vergil oder Homer lieber gewünscht hätte. In seinem grenzenlosen Altruismus und angesichts der erbrechtlichen Sonderstellung des Erstgeborenen – Sandro würde in nicht allzu ferner Zukunft an des Vaters Platze als verantwortungsbewusster und pflichteifriger Direktor des Familienunternehmens treten – wollte Policarpo dem brennenden Begehren seines Sohnes Genüge tun, ihn mit väterlichem Segen nach England schicken und auf sein humanistisches Bildungsprogramm verzichten. Heutzutage war ein den Idiolekt Gainsboroughs, Turners und Constables als Schwerpunkt behandelnder Unterricht in der freien Wirtschaft von Vorteil, in Anbetracht der ins Unermessliche wachsenden Konkurrenz fiel es auch für die erfolgreichsten Betriebe ins Gewicht, Geschäftsverbindungen auf internationaler Ebene zu knüpfen, zu hegen und gewissenhaft zu pflegen.

Nach anfänglicher Besorgnis über die vermeintliche Gleichgültigkeit gegenüber den erregenden Geisteskämpfen der früheren Jahrhunderte und der Vernachlässigung des humanistischen Erbes entbrannte Policarpo jedoch von der herrlichen Zukunftsperspektive, sein hochprozentiges Peruzzi-Reich dereinst als Weltunternehmen auffassen zu dürfen; florierende Filialen in den großen europäischen Ländern, in den Vereinigten Staaten, in Australien, Neuseeland und Südamerika.

Er selbst befließigte sich, seit ihm das Steuerrad der Spirituosenfabrik übereignet worden (*gubernans imperium*, wie der Lateiner sagt), ein internationales Ansehen zu erringen, so spannte sich ein dichtgewebtes Netz zugkräftiger Kunden in Deutschland, England, Schweden und Frankreich über die Wirtschaftskarte in seinem Hauptbüro. Und der Absatz stieg schon bei seinen mehr oder weniger dilettantischen Bemühungen Jahr für Jahr, vornehmlich der Draht nach England erwies sich als höchst lukrative kaufmännische Verflechtung, dabei war Policarpo nie der Volksgemeinschaft Shakespeares glänzendster Rhetoriker gewesen. Sandro hingegen schien jene Sprachbegabung bereits in die Wiege gelegt worden zu sein, und obendrein zeichnete er sich durch ein unfehlbares Koordinationstalent aus.

Ja, die Gewissheit reifte immer stärker in Policarpo: Sandro würde ihm zu majestätischem Ruhme gereichen. Er würde das in kleinerem Umfang begonnene Werk seines Vaters bedachtsam fortsetzen, im großen Stile weiterführen. Auf Sandro war immer und überall Verlass. Alle Charaktereigenschaften und anderweitigen Qualitäten, an denen es Simonetta nur zu sehr mangelte, alle klassischen Werte, welchen Simonetta widersagte, fand Policarpo in Sandro mehrfach wieder, und nicht nur mehrfach, sondern in nahezu einzigartiger, beispielloser Vollkommenheit. Pflichtbewusstsein, Freude am Lernen und Geschäftssinn zählten zu seinen Kapazitäten, um nur die wichtigsten hervorzuheben. Ungeachtet all dieser profanen Attribute lebte er noch immer in tiefem Einverständnis mit der Kirche, sein Innerstes gehörte einzig und allein Gott, seinem obersten Herrn und Schöpfer.

Das war Sandro, das war sein Sohn.

Sandro als heimatverbundener Mensch und Patriot alter Schule nutzte jede Gelegenheit, in den Trimesterferien nach Hause zu reisen und seine gütigen Eltern zu beehren. Policarpus Leben wurde ein jedes Mal erneut bestrahlt vom Nimbus der Glückseligkeit, wenn ihm Gott der Allmächtige die kraftspendende Freudenzeit schenkte – den Tag über sehnsüchtig Sandros Rückkehr erwartend – nach einem stürmischen Klingeln zur Haustür zu eilen und seinen geliebten Sohn nach so langer Zeit in der nasskalten, angelsächsischen Fremde wieder in die Arme schließen, im Vaterhause Willkommen heißen zu dürfen.

Wer könnte sich die unbeschreibliche Freude vergegenwärtigen, welche sich in Policarpus Herzen gleich einer gewaltigen, azurblau im Sonnenlicht schillernden Meeres-

welle ausbreitete, wer könnte auch nur erahnen, welch erquickender Balsam es für seine Seele gewesen, als ihm die feenhafte Nachricht zuteil wurde, dass Sandro kurzfristig von einem der Professoren als Belohnung für seine intensiven und vielgestaltigen akademischen Tätigkeiten zu dessen Vertretung auf ein Konsilium nach Ascoli Piceno berufen wurde – welchselbigem jener Dozent infolge der Entfernung eines unvermutet diagnostizierten Harnblasengeschwürs nicht persönlich beiwohnen konnte – und Sandro daher unmittelbar nach Ferienende noch ein zweites Mal in Perugia vorbeischaun würde? Am Morgen nahm Policarpo seinen Anruf aus Bologna entgegen – welch märchenhafte Überraschung – er würde bereits gegen Mittag wieder im Schoße der lieben Familie ruhen. Policarpo fiel aus allen Wolken, er wähnte sich im himmlischen Elysium, die Katastrophe mit Simonetta war fast vergessen, zu sehr berauschte ihn die unerwartete, abermalige Heimkehr seines teuersten Kindes.

Eine halbe Stunde schon erbebt er am oberen Treppenabsatz und harrte dem lieblichen Klingelkonzert. Oh, wann würde Sandro endlich wieder ins Elternhaus treten? Wann, ja wann nur?

Da!

Da war sie! Die Glocke!

Policarpo rauschte in großen Sätzen die Treppenstufen hinunter, jauchzend durchflog er die Eingangshalle und riss die Tür auf: Sandro, sein Sohn, sein Stammhalter, er war zu Hause!

„*Figlio mio!*“

Policarpo stand reglos in der Tür, er konnte es noch immer nicht fassen.

„*Sandro! O, Sandro! Vieni qui, fra le braccia di tuo padre!*“

Policarpo öffnete seine Arme, er umschlang seinen Sohn, drückte ihn fest an sich, klopfte ihm verzückt auf die Schultern. Bewundernd sah er an ihm hinauf, schon lange war er ihm über den Kopf gewachsen. Ein stattlicher, fürstlicher, in seinen besten Jahren erblühter, junger Mann, der zweite David. Ein Sohn, wie er im Bilderbuch stand. Edle Gesichtszüge, eine schwarze, lockige Haartolle fiel ihm über die hohe Stirn, seine dunklen Augen verrieten stille, überragende Intelligenz, ein aufrechter, erhabener Gang, breite Schultern – die Ästhetik in menschlicher Vollendung. – Ganz der Vater.

Nun trat Immacolata hinzu, umarmte von Liebe erfüllt ihre erste Leibesfrucht, einige Tränen glückseliger Freude vergießend.

„*Sandro! Bambino mio!*“

„*Mamma, cara mamma, eccomi a casa!*“

„Wie war die Reise, mein Kind?“

„Wie immer, Mutter. Ich bin doch ein guter Autofahrer.“

„Hast du auch in Milano gut geschlafen?“

„Ich war nicht in Milano, Mutter. Dieses Mal habe ich doch in Bologna übernachtet.“

„Du bist nicht von bösen Buben ausgeplündert worden?“

„Aber nein, Mutter. Du weißt doch, mich bestiehlt keiner.“

„Hast du in San Lorenzo für Gottes Schutz und Fürsorge gedankt?“

„Natürlich war ich in San Lorenzo, Mutter. Ich war auch in San Petronio in Bologna, Mutter.“

„In San Petronio? Nein wie herrlich! Hast du auch unseren guten Freund, Don Abazio, getroffen?“

„Nein, Mutter. Du weißt doch, Don Abazio ist vor zwei Jahren gestorben.“

Genug des Redens, Raffaella wollte sich nicht länger gedulden, sie stürmte heran, und auch sie umschloss ihr brüderliches Vorbild innig.

„*O, il mio caro fratellino!*“

Policarpo bemerkte, wie seine Tochter ihren jungfräulichen Busen an Sandro presste. Angesichts des Freudentags wollte er schweigen, aber auch unter Geschwistern sollte man derart intime Kontakte vermeiden und auf eine gewisse Distanz zwischen den Geschlechtern bedacht sein. Wer wusste, vielleicht kam ein älterer Bruder in dergestaltigen Grenzsituationen bei allem erfreulichen Ethos dann doch auf falsche Gedanken? Die Folgen – nicht auszudenken!

Doch was für ein grausiger Vergleich die völlig unbefleckte, engelsreine, kindliche Wonne Raffaellas mit dem schändlichen Auftritt Simonettas, dieses vermaledeiten Miststücks! Seit unendlichen Minuten schon lehnte sie über dem steinernen Geländer der Treppe und stellte – ihr infames Hirn gestopft voll Laster und Missetaten, schamlos und frivol, nur darauf hinzielend, den heiligen Augenblick zu entweihen und in den madigen Schmutzkrater der gottleugnenden Haltlosigkeit zu schleifen – ihren prachtlosen Busen zur Schau. Das auftätowierte rote Herz auf der linken Brust leuchtete einladend. Einladend, zusammen mit ihr in die Gosse zu tauchen, sich im Schlamm der fleischeslüsternen Pornographenpest zu suhlen, in rebellischem Anarchismus allen Werten und Normen zu entsagen.

Mit ihren zutiefst exhibitionistischen Abartigkeiten war aber noch lange nicht ihrer destruktiven Gesinnung Genüge getan, nein, noch weiter trampelte sie mit luziferischen Bocksbeinen auf Policarpo und seiner bereits vom Leviathan der abartigen Geschlechtsucht verschlungen werdenden Willkommensfreude herum, sie löste sich vom Treppengeländer, näherte sich Sandro in hetärischer Schweinspose, knuffte ihm kumpelhaft in die Seite und zischte: „Na, alter Schlepper, noch alles unter Kontrolle im Eierladen? Wie vielen keuschen Jungfern hast du in den letzten zwei Wochen die Unschuld entrissen?“

Policarpo blutete das Herz. Wie nur, wie konnte man nur so abgrundtief sinken, so obszön, so takt- und geschmacklos sein? Wo sie doch genau wie alle anderen wusste, dass Sandro nicht ihresgleichen, nicht ihrer Brut angehörig, sondern in gänzlichem Bewusstsein seines genealogischen Standes seine Eltern hochachtend und verehrend und rein von allen Sünden war.

Noch endete nicht die Schar der Begrüßenden, noch eine letzte Bewohnerin des Hauses fehlte: Tatijana, die junge, beständige, treu ergebene Hausgehilfin Immacolatas. Schüchtern und still ergriffen von der Euphorie, welche die Familie ihres heimgekehrten Sohnes wegen in Aufruhr versetzte, stand sie da; Tatijana, sie entbot Sandro ihren Gruß verlegen mit einem flüchtigen, sachten Händedruck, das junge Ding errötete, zierlich schlug sie ihre Augen nieder und entfernte sich so leise, wie sie aufgetaucht und taktvoll während des familiären Empfangs im Hintergrund verblieben war.

„Liebe Eltern“, hob Sandro an, „der heutige Tag erweist sich meines Erachtens als der goldrichtige Zeitpunkt, euch mit einer Überraschung ersten Ranges hinwegzureißen in den seligsten Sinnenrausch.“

Wie gewählt er sich doch auszudrücken vermochte, dachte Policarpo entzückt. England war ein Glücksgriff gewesen; diese fünf Jahre hatten den jungen Spund in einen mustergültigen Gentleman mit den vorzüglichsten Manieren verwandelt.

„Seit geraumer Zeit drängt es mich schon, euch mit dieser wunderbaren Nachricht vertraut zu machen, eure Herzen in evangelischen Jubel zu versetzen.“

Policarpo gratulierte sich zu seinem ersten Spross: ein Sohn, wie ihn sich ein jeder rechte Vater wünscht, ein Sohn, der eines jeden rechten Vaters ganzer Stolz gewesen wäre. *Meraviglioso!* Herrlich!

„Ich habe eine Freundin.“

Policarpo erwog, ob er nicht sogar dem Universitätsdekan ein persönliches Dankschreib...

Waaas?

Hatte er... hatte er da gerade richtig gehört? Eine Freundin? Sandro?

„Ich habe sie auf der vorletzten Rückfahrt nach Cambridge getroffen. Ich sage euch...“

„Du meinst sicherlich auf der Rückfahrt nach Hause, jetzt, nach Perugia“, unterbrach ihn Policarpo.

„Nein, nein, das war schon richtig. Ich habe sie Richtung England kennen gelernt. In Milano, um genau zu sein.“

„Und du hast sie dort, in Milano“, warf Policarpo ein, „bei deiner Reise hierher nach Perugia gestern wieder getroffen...“

„Nein! Glaub’ mir’s doch endlich: Sie war die letzten beiden Trimester über mit mir in England. *In meiner Wohnung.*“

Totenstille.

* * * * *

Botticelli war ein so fanatischer Anhänger Savonarolas geworden, dass er alle Malerei vernachlässigte und, da er dadurch alle Einkünfte verlor, in arge Verlegenheit kam. Er schloss sich ganz der Sekte der ‘piagnoni’ oder Klagebrüder an, entfremdete sich von der Arbeit und sah sich im Alter so verarmt, dass er fast Hungers gestorben wäre, hätte nicht Lorenzo de’ Medici ihm, solange er lebte, eine regelmäßige Unterstützung zukommen lassen.

Policarpo saß wieder in der Bibliothek.

Er kauerte in dem teuren Kamelledersessel, welchen er sich vor Jahren aus dem Orient hatte importieren lassen. Auf der Vorderseite der breiten Armlehnen geheimnisvolle Schnitzereien, an den Seiten Intarsien von unvergleichlicher Schönheit. Policarpo war davon überzeugt, Ähnlichkeiten mit der berühmten elfenbeinernen Kathedra des Bischofs Maximian aus Ravenna entdecken zu können; statt Johannes des Täufers und den vier Evangelisten erheiterten hier zwar nackte Neger, Huris und Haremsdamen das Auge des Betrachters, statt der Josefs-Legende informierte die Rückenlehne des Stuhls über die denkwürdigsten Stationen im Leben Mohammeds, aber der tolerante Humanist konnte darüber leicht hinwegsehen. Außerdem ließ sich der arabische Verkäufer auf einen Spottpreis herunterhandeln (die Gratis-Beigabe – ein Zigarrenetui aus Elefantenhoden – hatte Policarpo dankend abgelehnt). Damals, als noch alles in paradiesischem Frieden gewesen war...

Das ganze Mann-von-Welt-Gehabe und Schöngerede, wofür er sich schon den Lorbeerkranz des Sieges auf sein erlauchtes Haupt gesetzt hatte – alles Schall und Rauch! Policarpo, der Tantalos des Humanismus. Womit hatte er das nur verdient? Ausgerechnet Sandro, sein Lieblingssohn, sein designierter Sukzessor, gerade Sandro musste ihm solch eine Seelenqual bereiten!

Hatte Policarpo in der Erziehung nun nicht nur bei Simonetta, sondern etwa auch bei Sandro kläglich versagt? War er eine so unfähige, elende Autoritätsperson, spannte er eine so jämmerlich unnütze Richtschnur seinen Kindern? Oder – weitaus beängstigender – sollte Sandro, der so verheißungsvoll seinen vom Vater vorbestimmten Lebensweg angetreten hatte, der das humanistische Labsal seiner Familie gewesen – sollte ihm womöglich dasselbe erbärmliche und derart scheußliche Schicksal zuteil werden wie Botticelli, seinem Namenspatron, seinem Erziehungsideal? Sollte Sandro gar wie Alessandro di Mariano di

Vanni Filipepi, wie Policarpos Favorit unter allen Malern, welche diese Erde je gesehen hatte – sollte er wie Botticelli enden?

Oh, lieber mitgerissen vom pestilenzialischen Aufruhr eines subversiven Bußpredigers und Demagogen, lieber im Kampfe gegen die Säkularisation der Kirche, bei der Errichtung eines Gottesstaates gefangengenommen, exkommuniziert, gehängt, verbrannt, als dermaßen in die bitterste aller Verdammnisse zu geraten, als noch beinahe im Jugendalter elender Aspirant des Fegefeuers zu werden wie Sandro, sein Sohn:

Eine Freundin!

Eine heimliche Geliebte! Einstmals oblag es den Eltern, über den zukünftigen Ehegatten, das angehende Weib zu entscheiden, Sohn oder Tochter mussten akzeptieren, was ihnen vom Vater zuerkannt wurde.

Eine Freundin! Nicht einmal im verwegenen Traume hätte man in alten Zeiten erwogen, sich auf Eigeninitiative einer Freundin zu bemächtigen. Er, Policarpo, teilte erstmals in der Hochzeitsnacht die Liegestatt mit einer Frau; erstmals im Kleide Evas gesehen hatte er sie nach zehn Ehejahren.

Und Sandro, dieser erbärmliche Erdenwurm, er hauste nun seit mehr als einem halben Jahr, seit sieben Monaten, seit zweihundertundzwanzig Tagen wie Mann und Frau mit dieser schändlichen Ausgeburt des Satans in wildester Ehe unter einem Dach, in einer Wohnung, in einem Zimmer, in einem Bett!

*Liefere dich nicht einer Frau aus,
damit sie nicht Gewalt bekommt über dich!*

Policarpo sah und verstand: Darum also in diesen vergangenen Trimestern so ungewohnt hohe Ausgaben! Darum also innerhalb eines einzigen Monats (Oktober war es, daran konnte er sich genau erinnern) gleich dreimal ein fernmündliches Gesuch um Auffrischung der beiden Konten! Und er, Policarpo, war schon in namenloser Freude über die Anschaffung der *Encyclopaedia Britannica* entflammt! Auch die zusätzlich, aus freien Stücken besuchten Vorlesungen über griechische Philosophie – Policarpos Herz hatte einst Luftsprünge vollführt – und die vom referierenden Professor wärmstens empfohlenen Schriften über die peripatetische Schule des Aristoteles, Zenons Stoa und über die platonische Akademie waren eine heimtückische Farce gewesen, um dieses Weibsstück bei Laune zu halten. Was hatte Sandro mit diesen Millionen von Lire getrieben? Kleider wohl, Konzerte, Kino und sonstige triviale Vergnügungen, die gängigen Drogen nichtsnutziger und fauler Studenten, welche ihr unbeschwertes und leichtlebigen Dasein vom im Schweiß des Angesichts erarbeiteten Vermögen ihrer arglosen Eltern finanzierten. Höchstwahrscheinlich hatte Sandro sogar ein Doppelbett gekauft!

Policarpo erspähte seinen Sohn längst in den höheren Sphären des Humanismus schwelgen, in den süßen Weihrauchdünsten der Philosophie dahinträumend. – Nein, wie sehr hatte er sich nur getäuscht, wie sehr hatte er sich betrügen lassen! Sein Sohn – oh ja, er schwelgte, wie sehr er doch schwelgte, aber nicht in den höheren Sphären des Humanismus, sondern in jenen grundlos-tiefen der Sexgier, er war einer wie alle geworden, ein Taugenichts, ein Müßiggänger, ein Mensch der Nudomanie, sich an den fleischlichen Reizen des verruchten anderen Geschlechts ergötzend und in blinder Gier von ihnen nährend.

*Wegen einer Frau kamen schon viele ins Verderben,
sie versengt ihre Liebhaber wie Feuer.*

War Policarpo von Simonetta etwa nicht erhört worden?

Niemals – die Vespucci trug keine Schuld, war aller Schuld erhaben: Er, Policarpo selbst, hätte von Anfang an wissen müssen, dass England ein Fehler gewesen, dass er sich mit England das Tor zur Hölle aufsperrten würde. Wäre er doch dem eindringlichen Rat seiner Unheil schwanenden Gattin gefolgt und hätte er Sandro einen gefahrlosen Studienplatz an der Sapienza in Rom verschafft. Aber er hatte sich von den Sirenen verführen lassen: neben dem Studium der Kunstgeschichte ein perfektes Englisch, geschaffen für die Firmenexpansion weltweit. Ferner unbezahlbare Auslandserfahrungen und eine riesenhafte, unbeschreibliche Erweiterung des Horizonts.

Sandros Horizont erfuhr durch England in der Tat eine exorbitante Erweiterung. Weiter, als Policarpo es jemals erstrebt hätte.

Nur leider in die falsche Richtung.

Zum sündigen Triebleben.

Es war ein Graus.

KAPITEL 3

Das Hausglöckchen bimmelte. Der Mittagstisch war angerichtet. Auch wenn solche Glocken längst nicht mehr dem Zeitgeist gerecht wurden – heutzutage bediente man sich elektrischer Haussprechanlagen – so hing doch Policarpo ganzen Herzens an dieser unverwelklichen, über Generationen in seiner Familie gereiften Tradition: ein kleiner, ziselierter, bronzener Klangkörper im Dachgestühl, der über einen seidenen Strang, welcher durch ein Loch in der Decke neben dem Herd in die Küche ragte, bedient werden konnte. Aus nostalgischen Motiven hatte er die greisenhafte Schelle aus dem Jahre 1745, die schon zweimal infolge der impulsiven Läuweise seitens der Köchin herabgefallen und stückweise zerbrochen war, immer wieder zusammenleimen lassen. Die Melodik wurde natürlich stark gemindert – statt des hellen Klingens tönte nun dreimal täglich zu den Essenszeiten ein dumpfes „KLONGK!“ vom Dachboden herunter.

Nicht nur die ramponierte Glocke war ein fester Bestandteil des überkommenen Traditionsguts im Hause Peruzzi, auch die Mahlzeiten im Familienkreis erfreuten sich ungeschriebenen konventionellen Reglements: Der Hausherr betrat als letzter den Speisesaal, wo Frau und Kinder bereits sehlichst seiner Ankunft entgegenschauten.

Policarpo öffnete die Tür. Links neben seinem Stuhl, am Kopfende des langen Tisches, saß Immacolata. Neben ihr Aristotile, ihm gegenüber Raffaella, ganz unten am jenseitigen Ende Simonetta.

Sandro fehlte.

Nicht minder seine Freundin.

Policarpo hatte es gewusst. Er nahm Platz und senkte andachtsvoll sein Haupt. In einem katholischen Haushalt wie dem Seinigen wurde auch im gottlosen Zeitalter der Moderne das religiöse Zeremoniell des Tischgebets noch großgeschrieben. Im Augenblick war Policarpo allerdings jeder Sinn für derartige Rituale vergangen: Sandro, sein ältester Sohn, hatte als erstes Familienmitglied mit der Etikette gebrochen – er war nicht zum gemeinsamen Brote erschienen. Selbst Simonetta, die Rebellin des Hauses, auch wenn sie noch so unflätig auf ihrem Stuhl lümmelte, auch wenn ein noch so brisantes Zerwürfnis spannungsgeladene Blitze der Niedertracht in der düsteren Kluft zwischen den beiden Tischenden aufzucken ließ, nie hatte sie es gewagt, auch nur ein einziges Mal der Tafel fernzubleiben.

Was der Dekalog für die Kirche, waren die althergebrachten Sitten für das Familienleben der Peruzzis. Jeder unterwarf sich ihnen, jeder war um deren Einhaltung bemüht. Und gerade Sandro, gerade sein Erstgeborener musste ihm und seiner ganzen Familie ein bodenloses Wasserreservoir in den Wein gießen.

Nur undeutlich murmelte Policarpo die seit Jahr und Tag gleichen Verse des Tischgebets. Als die letzten Worte verklungen waren und aller Augen gespannt auf ihm ruhten, seufzte er tief und verlieh seinem untröstlichen Bedauern Ausdruck, heute mit keiner *'sentenza del giorno'* aufwarten zu können. Diese *'Sprüche des Tages'* hatte er als besonderes Geschenk zu Sandros fünftem Geburtstag eingeführt: Zu Beginn eines jeden Mahls rezitierte Policarpo scharfsinnige Sentenzen aus den Werken bedeutender Schriftsteller und Denker der vergangenen Jahrtausende. Am gestrigen Tage trug er auswendig einige Zeilen des meistgelesenen europäischen Literaten vor:

*Die Verzweiflung schickt uns Gott nicht,
um uns zu töten,
er schickt sie uns,
um neues Leben in uns zu wecken.*

Hermann Hesse. Weise Worte weiser Männer. Und Weisheit färbt bekanntlich ab. Trotz seiner kolossalen Weisheit war Policarpo heute mit seiner Weisheit am Ende.

Was mochte in Sandro gefahren sein? Wo steckte er? Wie konnte er es nur wagen?

Garantiert vollzog er mit ihr zum abermillionsten Male den satanischen Akt der Unzucht und besudelte den Stolz der Familie mit noch weiteren und ruchloseren Schandtaten! Oh weh und ach... Nicht irgendeines, nein, das schlimmste aller Trauerspiele musste Fialen und Wimperge seiner Seelenkathedrale verheeren, Policarpo Peruzzi, mit Leib und Seele ambitioniertes Mitglied des Kirchenrats von Perugia, Präsident und Gründer der Katholischen Liga Umbriens, schwärmerischer Vorkämpfer der *Comunione Cristiana d'Italia*. Der schmachvolle Untergang der ganzen Familie stand bevor. Am Horizont sah er dunkle Gewitterwolken heraufziehen, vom nahen Ende kündend, und die Posaunen von Jericho tönnten schon in der Ferne.

Die Tür zur Küche wurde aufgestoßen, und Tatijana trug eine dampfende Suppenschüssel herein. Sie setzte die große Porzellanterrine behutsam auf einen fahrbaren Beistelltisch und begann, mit einem großen Silberlöffel reihum die würzig duftende *minestrone* auszuschenken. Ihre Bewegungen waren noch etwas unbeholfen und bedurften geringer Korrekturen. Eigentlich fiel die ehrenvolle Aufgabe des Servierens Signora Malumorotto zu, aber diese war wegen eines chronischen Blasenleidens verhindert. Als ihre Beschwerden vor etwa drei Wochen jählings eskalierten, zog es Policarpo vor, einstweilen ihre Dienste zu entbehren und sie auf intensive Kur nach Montecatini Terme zu deputieren, denn vor allem während der Mahlzeiten störte es erheblich, sie alle fünf Minuten zur Toilette eilen zu sehen.

Policarpo wünschte seiner Familie einen gesegneten Appetit. Der Mittagstisch war stets eine Zeit der Ruhe und Meditation; es hatte sich im Hause eingebürgert – sofern die Familie unter sich weilte – in klösterlichem Schweigen die Mahlzeiten einzunehmen.

Signora Malumorotto verrichtete seit mehr als vierzig Jahren alle hauswirtschaftlichen Tätigkeiten im Wohnsitz der Peruzzis. Sie sorgte nicht nur für das leibliche Wohl der Familie, sondern hielt auch das Anwesen sauber, kümmerte sich um die Instandhaltung des Gartens und fungierte überdies als Chauffeurin. Tatijana war vor einigen Jahren als zusätzliche Arbeitskraft in Lohn und Brot genommen worden. Zur Zeit, da Signora Malumorotto die Unpässlichkeit ihres Harnsystems kurierte, oblag Tatijana die Erledigung allen Haus-

werks; zum ersten Mal trug sie allein die gesamte Verantwortung und tat sich noch sichtlich schwer damit. Auch das unbeaufsichtigte Kochen ging ihr noch nicht so leicht von der Hand – der Suppe heute verlieh sie ein etwas zu herzhaftes Aroma. Raffaella, welche Tatijana wohlwollend gegenüberstand und eine innige Freundschaft zu ihr hegte, griff ihr des öfteren beim Zubereiten der Speisen liebevoll unter die Arme.

Wo dagegen Sandro mit seinen schmierigen Händen gerade hingriff, wollte Policarpo gar nicht erst wissen.

Entsetzlich – die Schurkereien seines Sohnes verfolgten ihn wie ein Alp, er hockte wie ein Schatten auf seiner Seele und ließ ihn nimmermehr los. Policarpo konnte sich schon gut vorstellen, wie Sandros Dulzinea aussah: Aller Voraussicht nach wohl eine reinrassige, dunkelhäutige Südtalienerin mit peroxydblonden Haaren und monströsen Kurven. Dazu spärlichste Lendenschürze aus Leder und hochhackige Lackstiefel; geradeso wie diese brüskten Kreaturen, welche ihm unablässig auf dem Autobahnring oder den Ausfallstraßen Roms von der Leitplanke aus zuwinkten. Er hatte schon einmal in Erwägung gezogen, eine öffentliche Beschwerde an den ‘*Messaggero*’ zu schicken, was für eine unermessliche Zumutung es für Autofahrer darstelle, von solchen Schandmalen des Menschentums während der Fahrt angepöbelt zu werden. Wie leicht konnte da aus lauter Ärger über dergestalt ekelerregende Unverfrorenheiten ein Unfall passieren! Sein herzensguter, unbescholtener Freund Benito hatte ihn jedoch davon überzeugt, dass in der heutigen allzu offenen und ordinären Gesellschaft, in welcher der Sittenverfall geradezu in Siebenmeilenstiefeln voranschritt, solch ein Brief angesichts der Übermacht des Proletariats nur Gelächter hervorrufen würde. Man müsste, so wähnte er, still zu Hause sitzen und den verfloßenen Zeiten des biblischen Friedens nachtrauern. Das hatte Policarpo damals auch getan und er würde es wieder tun, namentlich jetzt, da ihm dieses Schimmelgeschwür in Gestalt seines eigenen Sohnes zu Leibe rückte.

Tatijana erschien wieder, sammelte Suppenteller und Löffel ein und trug das Hauptgericht – *salmonè al pontefice* – auf. Policarpo betrachtete sie wehmütig. Ein Musterkind sondergleichen: gehorsam, brav, wohlerzogen, charmant und ganz und gar nicht verdorben.

1992 kam sie mit einer bosnischen Flüchtlingsgruppe nach Italien. Die christliche Frauengemeinschaft von Perugia unter der Leitung Immacolatas weilte im Rahmen ihres Jahresausflugs gerade in Ancona, als die brüchige Nusschale der Vertriebenen, eskortiert von zwei Schnellbooten der italienischen Küstenwache, im Hafen einlief. Im Sinne der uneingeschränkten Nächstenliebe hatte man sich gleich vor Ort für die Flüchtlinge eingesetzt. Die ungeteilte Fürsorge galt hauptsächlich einigen Kindern, deren Eltern im Kriege verschollen waren. Kaum nach Perugia zurückgekehrt, glückte es den emsigen Frauen, für die Waisenkinder einige Heimplätze bei den *Vergini di Francesco* zu ergattern, einem lokalen Verbund katholischer, rein von allen weltlichen Wundfiebern gebliebener Ehren Damen, welche sich wohlätig in der Nachbarschaftshilfe verdient machten und eine von Spenden finanzierte Kinderkrippe unterhielten. Immacolata hatte sich damals einem entzückenden, kleinen Mädchen namens Tatijana Circžkonžević angenommen, sie sandte ihr hin und wieder kleine Aufmerksamkeiten und verschaffte sich regelmäßig in eigener Person Kenntnis über ihr Wohlbefinden. Tatijanas Geschick in Waschküche und Kleiderkammer, beim peniblen Säubern des Heimes und als niemals entkräftete Adlata der Kinderköchin trat bei den *Vergini* früh zutage, und nach ihrem sechzehnten Geburtstag stellte man ihr frei, ob sie sich in der Zeitung um eine Stelle als Dienstmädchen bewerben oder sich gleich die liebende Obhut Immacolatas zum Gottesgeschenk machen wollte. – Seit vier Jahren nun lebte sie im Hause Peruzzi, seit vier Jahren stand sie Signora Malumorotto Tag und Nacht selbstlos zur Seite, und weder Signora Malumorotto noch Policarpo könnten glücklicher über ihre junge Hausbedienstete sein.

Tatijana verfügte nicht nur über die musterhafte Befähigung, jedem Familienmitglied die Wünsche von den Lippen ablesen zu können (welche sie dann tadellos und zu größter Zufriedenheit ausführte), nein, sie erbaute Policarpo und Immacolata obendrein und in erster Linie dadurch, dass sie eine eifrige, wenn nicht sogar enthusiastische Kirchgängerin war und sich seit drei Jahren nach einem heimeligen Gespräch mit Immacolata auch in der katholischen Frauengemeinschaft als Jungchristin engagierte.

Zum qualvollen Schmerze Policarpos und seiner Frau wurde Tatijana allerdings ihrer geringfügig geminderten Denkfähigkeit halber von Simonetta unaufhörlich und auf brutalste Weise mit den verwerflichsten Worten erniedrigt; darüber hinaus verspottete sie das fromme Kind immerfort mit einem garstigen Spitznamen, den sie ihr keinen Monat nach ihrer Einquartierung schon aufgebürdet hatte: *'Taci Ta'* rief sie Tatijana (eine sinnbildliche Verkettung der beiden Anfangsbuchstaben ihres Vor- und Nachnamens mit dem Adjektiv *'tacita'*), wobei sie *'tacita'* – 'stillschweigend' – voller Hohn auf Tatijanäs Verhältnis zu den Männern bezog: Ganz im Gegensatz zu ihren nymphomanen Altersgenossen hegte sie keinerlei Verlangen nach Liebesabenteuern mit schmutzigen Buben, völlig unbeleckt von den Gelüsten des Fleisches verbrachte sie ihre Wochenenden sittsam zu Hause und las fasziniert in der Bibel. Policarpo erheiterte schon heute sein ihm zugebilligtes väterliches Amt, für sie in absehbarer Zukunft einen Ehegemahl auswählen zu dürfen.

Und wenn man von der missglückten *minestrone* absah – dieser Lachs mundete ausgezeichnet. Eine wahre Gaumenschmeichelei. Die Sauce – wahrhaft exquisit! Das hätte er Tatijana gar nicht zugetraut.

Ja, die Kinder... Früher redete er sich in Zeiten der Ausweglosigkeit ein, dass Simonetta die einzige Niederlage, der einzige matte Schachzug seiner so wohlweislich durchdachten Erziehungstaktik gewesen war. Wie sollte er sich jetzt wundern – nun sprang auch noch Sandro vom gemeinsamen Boot. Policarpo blieben nun mehr Aristotile und Raffaella als letztmögliche Hoffnung. *Das* waren wenigstens Musterkinder – und was für welche! (Obgleich Aristotile in seiner Kleiderwahl exzentrische Charakterzüge erkennen ließ.) Unverhohlener Glaube sprach aus den strahlenden Augen seiner beiden Kinder, der sonntägliche Besuch des Hochamts krönte die vorangegangene Woche im Zeichen Jesu Christi, wobei sie aber nicht versäumten, auch am Donnerstag der Abendmesse beizuwohnen, und Aristotile schilderte sogar, dass er zwischen den Vorlesungen und Seminaren in Florenz fast täglich eine der zahlreichen Kirchen aufsuchte und mindestens eine halbe Stunde dem Herrn und Schöpfer für sein herrliches Leben dankte. Wie wohl wurde es Policarpo ums Herz, wenn ihn seine Kinder am Wochenende gemeinsam mit Tatijana bei kleinen Diskussionsrunden über die Marschroute der Israeliten beim Auszug aus Ägypten oder über die Farbe von Jesu Gewand auf der Hochzeit zu Kanaan überraschten.

Aristotile erfüllte den Segenswunsch seines Vaters und studierte Theologie in Florenz; eine uralte Tradition des Hauses Peruzzi würdigend, sollte er als zweiter männlicher Nachkomme in die Fußstapfen von Policarpos allzu früh verschiedenem Bruder Giusto treten und Pfarrer werden. Und um der Glückseligkeit Policarpos noch die güldene Fanfare des Triumphes anzustimmen, ließ es sich Aristotile nicht nehmen, zu seinen geistlichen Pflichtlektionen obendrein auch noch je einen Kurs in Kunstgeschichte und Klassischer Archäologie zu belegen! Wenn sich Policarpo in den buntesten und schillerndsten Farben ausmalte, wie Aristotile dereinst als frischgebackener Seelenhirt von humanistischer Warte herabsteigend die Schwelle seines Hauses überschreiten würde, dann, ja dann mochte er sich schon beinahe für fähig erachten, die bleierne Crux um Sandro und Simonetta, seine dreisten Kinder, ins tiefschwarz-modrige Grab der Vergessenheit zu senken.

Raffaella bezauberte durch ihre unverfangene, von Verruchtheit und Verirrung dieser lotterhaften Welt ungetrübte Kindlichkeit. Im Großen und Ganzen schien sie sich charak-

terlich im Sinne ihres Bruders Aristotile zu entwickeln, wobei von ihr allerdings kein derart urteilsfähiger Weitblick wie jener ihrer älteren Geschwister zu erwarten war. Ebenso wie Tatijana zog sie ihre unermüdliche Energien lieber für tatkräftige Werke der Nächstenliebe heran, als sich beispielsweise in hochwissenschaftliche Kolloquien über die Streitfragen bei der Bibelexegese hinsichtlich der Evolutionslehre zu ergehen. Auch konzentrierte sich ihr kunstgeschichtliches Verständnis eher auf das schlichte Bewundern von Gemälden als auf empirische Debatten über zweifelhafte Datierungsversuche im Frühwerk Ghirlandaios. Aber Policarpo wollte sich auch mit diesen ihren – wenn auch nicht ganz seinem Maßstabe entsprechenden, jedoch dessenungeachtet überaus löblichen – Stärken bescheiden, und er freute sich seiner jüngsten Tochter mit jedem Tage mehr. Treue und recht-schaffene Kinder – diesem edelsten und höchsten aller Güter strebte er zu, und mehr zählte letztendlich auch nicht.

„Und welcher Stern leuchtet Raffaella? Es sollte doch ein großer und fröhlicher Festtag werden. Sie hat sich so sehr gefreut, dass nach Jahren nun wieder einmal Sandro zugegen sein würde. Und jetzt ist er weg. Was sollen wir tun, wenn er sich Sonntag Mittag verleugnet?“

Mit bebenden Fingern träufelte Immacolata den dickflüssigen Saft eines ihrer zahllosen Herzremedia auf einen grünen Plastiklöffel, verschüttete die Hälfte (der teure Bettvorleger!), zählte erneut die Tropfen ab und nahm das übelriechende Medikament schließlich ein.

„Und denk’ dir nur, was die Verwandten sagen werden!“

Die Verwandten? Gar nichts würden sie sagen. Sie würden Sandro die Augen auskratzen.

Immacolata saß auf der Bettkante und vergrub ihr Gesicht in den Händen. „Warum muss er uns das antun? Was haben wir nur falsch gemacht? Sag’s mir, Policarpo, so sag’ mir’s doch endlich!“

Bei allem unvergleichlichen Salomonismus – aber das Buch der Weisheit hatte Policarpo nun auch wieder nicht geschrieben. Überdies verströmte Immacolatas Arznei beim Sprechen noch geraume Zeit nach der Verabreichung nicht gerade das süßliche Odeur eines Weihrauchtiegels.

„Nehmen wir an“, fuhr Immacolata fort, „er gibt nach und kommt am Sonntag zum Fest. Aber heute? Was geschieht dann heute? Wir wollten doch gemeinsam nach Norcia fahren! Soll das etwa auch gestrichen werden? Das können wir dem Kind nicht antun!“

Übermorgen feierte Raffaella ihren siebzehnten Geburtstag. Zum interfamiliären Brauch gehörte ein oder zwei Tage zuvor ein gemeinsamer Ausflug in die nähere Umgebung – ein jedes Lebensjahr wurde nämlich unter den tatkräftigen Beistand eines bestimmten Heiligen gestellt. Für Raffaella sollte diesmal um die Hilfe des heiligen Ordensgründers Benedikt gebeten werden, zu dessen Geburtsstätte Norcia man gleich nach dem Schmause aufbrechen wollte. Nur hatte sich die heitere Familienidylle nun mit Sandros Kanzelrede einen äußerst empfindlichen, unvorhergesehenen Riss zugezogen...

„So lobpreisen wir den Herrn eben ohne Sandro in Norcia“, verfügte Policarpo erbst.

„No, no, no!“

„Wir können ihn doch nicht in den Kofferraum sperren!“

„Nein, *wir* fahren nicht nach Norcia.“

„Cosa?“

„Du bleibst auch hier.“

„Ich, ja aber, wir ...“

„Du wirst hier die Stellung halten und Näheres über den Pferdefuß unseres Sohnes ergründen.“ Immacolata hauchte Dung und Schwefel. „Heute Abend rechne ich mit einem bündigen Urteil. Nun gehe ich. Raffaella und Aristotile warten schon im Auto. Der Herr sei mit dir.“

Und weg war sie. Policarpo stand alleine im Schlafzimmer. Konsterniert.

KAPITEL 4

Als den wohl einzigen geglückten Fischzug seines erbärmlichen Lebens verstand Policarpo sein *Istituto delle Belle Arti*, welches er mit zwei kongenialen Kameraden aus seiner Florentiner Studienzeit ins Leben gerufen hatte. Auf einer der fruchtbar-ergiebigen Zusammenkünfte ihres fakultätsinternen Kunstgeschichtskreises gebaren die drei ‘Musketiere der Renaissance’ jene humanistische Idee, welche sie vor nunmehr elf Jahren hehre Wirklichkeit werden ließen.

Anliegen der drei Philanthropen war, den nachfolgenden künstlerischen Generationen ein erstes, stählernes Standbein in der undankbaren Welt der Arbeit zu vermitteln, eine auf karitativer Basis gründende, private Kunstakademie, in welcher hochtalentiertere, jugendliche Leonardos und Michelangelos gemäß ihren Begabungen gefördert werden sollten, um nach einer profunden Ausbildung als brillante und erstklassige Maler oder Bildhauer eine steile Karriereleiter erklimmen zu können.

Für Policarpo, welcher dereinst schon jenen Florentiner ‘*Circolo Careggiano*’ ins Leben gerufen hatte, bedeutete dies der schneestöberige Gipfelgrat seines irdischen Schaffens, die glaubwürdige Vollendung, das brillierende Ziel seines Lebenswerks.

Von den Gründervätern residierte nur er in der unmittelbaren Umgebung: Riccardo, sein liebster Freund, hatte den Lehrstuhl für Geschichte der Klassischen Antike an der Universität von Florenz inne (er fungierte als Aristotiles persönlicher Mentor); Benito, Spross einer in faschistischen Tagen regimetreuen Familie – deren Ideologie er nach dem Erlangen seiner Reife natürlich einem granitenen, unbeugsamen Fels in der wütenden Brandung gleich entsagt hatte – dozierte heute als kompetente Autorität über Hochrenaissance und Manierismus an der Kunstakademie in Turin.

Jedes Mal, wenn Policarpo die mannigfaltigen Frustrationen des Lebens unmittelbar zu spüren bekam – seien es Rückschläge geschäftlicher oder familiärer Art – konnte er in diesem seinem *Istituto* das Seelenheil wiedererlangen, hier wehte noch der ehrwürdige Geist des Humanismus, hier lebte man das der ureigensten Gesinnung des Menschen gerechteste Leben. Dem ruchlosen, Verderben stiftenden Phantom des von hochtechnisierter Zivilisation gemästeten Kunstignorantentums der Gegenwart hatte man erbarmungslos den Kampf erklärt, die raublustigen Chimären der Unmoral suchten hier vergebens nach Beute.

Wie sehr hatte sich Policarpo eine solche Atmosphäre auch zu Hause, in seiner eigenen Familie erträumt; nichts hätte er sehnlicher begehrt als ein unbefangenes Heer von Kunstbesessenen. Als seine Kinder noch in der Wiege schlummerten, gab er sich allabendlich berausenden Phantasien hin, einer wahrhaft köstlichen Zukunftsmusik: In einigen Jahren würde er nach erledigtem Tagewerk frohgemut nach Hause kehren, um sich am humanistischen Zeitvertreib seiner Nachkommenschaft erquicken zu können: Simonetta würde in den warmen Sommermonaten wohl im Garten an der Staffelei stehen und einen Botticelli kopieren; damals – vor mehr als sechzehn Jahren – bereitete es ihr höchstes Vergnügen, aus einem Bildband frühchristliche Wandmalereien des dritten Jahrhunderts aus

Kapellen der Domitilla-Katakomben in Rom abzumalen und in ihrer kindlichen Naivität zu variieren. Entzückt, nein, hingerissen war Policarpo, als er eines glanzvollen Tages sein Arbeitszimmer betrat und seine vierjährige Tochter freudig erregt auf seinem Schreibtisch sitzend vorfand, dem gewandten Pinselstrich einer von unbekannter Hand geschaffenen Darstellung Jesu Christi nacheifernd. Policarpo war damals so sehr entzückt gewesen, dass er es nicht übers Herz brachte, Simonetta dafür zu tadeln, ohne Aufsicht auf den Schreibtisch geklettert zu sein (wie leicht hätte sie herunterfallen können), ebenso wenig rügte er sie angesichts der Wachsstiftflecke im teuren Bildband, zu überwältigend war die Freude über die bisher ungeahnte Befähigung seiner neugeborenen Artemisia.

Großartige, gar prachtvolle Luftschlösser hatte Policarpo damals entworfen, aber – Oh Herz Jesu! – wie stark ließ er sich blenden. Simonetta, die in künstlerischer Hinsicht Begabteste von allen, Simonetta, die sie den Namen der Vespucci trug, warum nur verwarf sie ihre außergewöhnliche, von Gott geschenkte Begnadung an Pop Art und Pornokunst?

Sandro und Aristotile, die beiden Söhne, so versprach sich Policarpo, wären des Abends vielleicht von einem kunsthistorischen Disput gefesselt gewesen, zu dem sie ihren Vater eingeladen hätten, seinen Standpunkt zu artikulieren, seine Haltung darzulegen, welche stets Vorbildcharakter genoss, an welcher sie ihr eigenes Urteilsvermögen schulen und vervollkommen konnten. Policarpo hätte sich ganz gewiss gluterhitzt zu seinen humanistischen Sprösslingen niedergesetzt und voll Feuers mitargumentiert. Gemeinsam hätten sie Pro und Contra eines Lorenzo Lotto abgewägt, die Originalität eines Pseudo-Caravaggio kritisiert, die vielgestaltigen Interpretationen zu Giorgiones 'Gewitter' zensiert. Und Raffaella wäre bestimmt in einer behaglichen Ecke der Bibliothek gesessen und hätte sich an einem Bildband Fra Angelicos ergötzt...

Aber nein, kein Freudentag in seinem armseligsten aller Leben.

Policarpo fuhr die letzten beiden Kehren der serpentinenreichen Straße zum *Istituto* hinauf. Die sich in den porzellanblauen Himmel reckenden Zypressen gewährten nur bisweilen Schutz vor der bereits jetzt im Mai sengenden Nachmittagssonne. Entlang der Straße gediehen üppige Bougainvilleen-Sträucher in den leuchtendsten Farben, und die saftiggrünen Wiesen waren übersät vom kernigen Rot der Mohnblüten. Hinter der letzten Kurve, von einem kleinen Pinienhain verborgen, thronte auf einer natürlichen Terrasse das alte, umbrische Gutshaus, von dessen efeuumrankten Fenstern man eine atemberaubende Sicht auf die Vall'Umbra von Perugia bis Foligno genoss. Besonders dann, wenn die Sonne im Begriff war, hinter den sanftwelligen Hügeln am Horizont zu versinken, ließen sich seine Schützlinge nicht selten zu Begeisterungstürmen hinreißen, um sogleich die Staffeleien aus dem Gebäude zu holen und das grandiose Naturschauspiel auf Leinwand zu bannen.

Warum konnten anstelle dieser gefälligen Studiker nicht auch Sandro, Aristotile, Simonetta und Raffaella stehen, warum nur nicht?

Herzstück und Hauptgebäude des Instituts war ein mächtiges Landhaus aus dem *Ottocento*, an dessen Rückseite sich zwei schlichte Wirtschaftsgebäude anschlossen. Etwas weiter nach hinten versetzt schmiegte sich eine weitläufige Scheune an den Hang, die – mit einem Glasdach versehen – zur Bildhauerwerkstatt umfunktioniert wurde. Policarpo parkte seinen Wagen vor dem Haupteingang und trat durch das zweiflügelige Hausportal.

Gegenüber der Tür – da hing sie, und sie strahlte Licht in Policarpos verdüsterte Seele: eine Reproduktion von Botticellis 'Geburt der Venus' im Originalformat.

Un capolavoro senza pari.

'*La nascita di Venere*', eine Welt der Träume wie auch der Poesie.

Die Figuren gleiten schwerelos vor einem einfachen, flachen Hintergrund. Welch Aufwand an Kunstkönnen, Welch Perfektion bis ins letzte Detail, Welch Klarheit und Vielfalt der Farben! Letztere ebenso zurückhaltend und bescheiden wie die Göttin selbst...

Venus, die Aphrodite der Griechen, Tochter des Uranos und der Gaia, entsteigt als *Aphrodite anadyómene* in makelloser Reinheit und Schönheit dem Schaume des Meeres. Ihr Körper von schattenloser Vollkommenheit; schamerfüllt bedeckt sie ihn mit ihren Händen. Sie scheint gestaltet aus reinstem Marmor, in der Pose einer römischen Statue.

Zephir, der Windgott, Sohn der Aurora, bringt die sanfte Brise des Frühlings in einem Meer von Rosen. In seinem Gefolge die Nympe Chloris, Flora, Herrin über Blumen und Blüten. Engumschlungen erscheinen beide von links und treiben die Göttin, auf ihrer Muschel stehend, an das Ufer bei Paphos auf Zypern.

Am Gestade wartet eine elegante Nympe und schreitet zum Empfang der Venus. Sie ist eine der drei Horen, die Jahreszeiten verkörpernd. Um ihre Schultern die Girlande aus immergrüner Myrte, dem Symbol der ewigen Liebe.

Das Bildwerk – ein leiser Zauber von Traurigkeit und stiller Harmonie...

Policarpo war geblendet von der Schönheit der Venus, der Schönheit der Vespucci. Ehrfurchtsvoll sah er auf zu ihr, ihrem marmornen Körper, ihrem weich fließenden, goldlockigen Haar. Er folgte scheu den Rundungen ihres Leibes, den Gebärden ihrer Arme und Beine, er war verzaubert von der verlockenden Anmut ihres makellosen Antlitzes. Sooft er dieses Werk erblickte, fiel er in eine beglückte Berausung, welche all seine Seelenlast, sei sie gewaltig wie ein Felsgebirge, mit einem Mal hinwegspülte.

Policarpo konnte sich gar nicht satt sehen. Jedes Mal verfiel er in einen inneren Kampf, ehe er sich von seiner sphinxartigen Starre loszureißen vermochte. Auch heute hielt ihn die Venus mit unsichtbaren Armen gefangen. Nur unter größter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm, der fesselnden, liebebreizenden Ausstrahlung der Göttin zu entfliehen, wehmütig warf er über seine Schulter einen letzten Blick auf die Vespucci, dann erklimm er die breite Steintreppe zum ersten Stock.

Policarpo sah sich in der Reihe der Kunstförderer gleich hinter Maecenas, Lorenzo de' Medici oder Rockefeller. Nicht selten trug er sich mit dem Gedanken, seinem Namen ein schlicht-signifikantes 'M.' beizufügen: Policarpo M. Peruzzi. Der Hoffnungsfunke auf eine nicht ausgeschlossene Verwandtschaft mit dem Maler und Architekten Baldassare Peruzzi – nach Raffael und vor Michelangelo Baumeister der Peterskirche zu Rom – war, noch bevor Policarpo damals Nachforschungen anstellen konnte, von seinem Onkel Davide erstickt worden: Baldassare Peruzzi stammte aus einer Sieneser Familie, nicht etwa aus Florenz, wohin sich nämlich der Peruginer Ahnenzweig urkundlich zurückverfolgen ließ. Policarpus Forschernatur zeichnete sich jedoch aus durch Vehemenz und Persistenz; niemals hätte er sich von einem derart kleinen Missschlag niederschmettern lassen, ganz im Gegenteil – jetzt stürzte er sich noch viel eifriger ans Werk: Tagelang durchforstete er unverdrossen das Stadtarchiv der Fiorentina, überzeugt, in verstaubten Urkunden Hinweise aufzuspüren, welche seine Familie auf Donato Peruzzi zurückgeführt hätten, dem edlen Stifter der Peruzzi-Kapelle in Santa Croce. Widerführe einem künftigen Humanisten und Kunstmäzen wohl ein gnädigeres Heil, als bereits in der Ahnentafel einen generösen Stifter vorweisen zu können, welcher keinen geringeren als Giotto persönlich, den Wegbereiter und in gewissem Sinne 'Vater' der Renaissance, in Auftrag genommen hatte?

Leider konnte Policarpo die Linie nur bis um das Jahr 1500 rekonstruieren. In archaischen Schriften war von einem Cazzobaldo Peruzzi die Rede, einem Kaufmann unbekannter Herkunft, welcher in Arezzo eine gewisse Bice Embrice zur Frau genommen hatte. Policarpo reiste noch in derselben Nacht, als er jenen Vermerk in einem alten Kirchenbuch entdeckte, zuversichtlicher denn je nach Arezzo. Der Domarchivar, ein angejahrter reaktionärer Dilettant, wollte 'einen dahergelaufenen Firlefanz' wie Policarpo allerdings keinesfalls 'seine schmutzschmierige Rotznase' in die kostbaren Pfarrbücher stecken lassen. Policarpo kam damals nicht umhin, seine Beziehungen zum Vatican geltend zu machen, zu brennend heischte sein Innerstes um Aufklärung über Bice Embrice. Es dauerte nicht lange, und er fand, wonach er so hartnäckig und endlos gesucht hatte.

Allerdings hätte er das betreffende Schriftstück besser nicht aufstöbern sollen. Der Eintragung eines zerschissenen Geburtenregisters zufolge musste diese Bice ein ganz übles Früchtchen gewesen sein: Sechzehn Kinder! Davon erreichten acht das Erwachsenenalter (für die damalige Zeit ein Wunder). Das erste Kind mit dreizehn Jahren. Unehelich. Das zweite mit vierzehn. Unehelich. Das dritte mit fünfzehn. Unehelich. Nach dem fünften unehelichen Kind heiratete sie. Mit zweiunddreißig Jahren starb Bice. Komplikationen bei der sechzehnten Geburt. Auf das vierte uneheliche Kind – das erste, welches das Kindesalter überdauerte – ging Policarpos Familienzweig zurück.

Und solche Schandgestalten waren die Stammväter der Peruzzis!

Enttäuscht und zerschlagen kehrte Policarpo nach unnötig vergeudeteten Tagen harter Archivarbeit zu seiner Kunsthistorik zurück. Eine temporäre Existenzkrise bahnte sich an, welche den verstörten Ahnenkundler vierzig Tage lang in Beschlag nahm. Onkel Davide, der Vollblut-Zyniker, hatte sich damals bis zur stationär zu behandelnden Herzrhythmusstörung gelacht...

„Signor Peruzzi? Ah – ecco, Signor Peruzzi!“

Policarpo wurde aus seinem Phlegma geweckt, als eine helle, jugendliche Stimme seinen Namen rief. Am anderen Ende des Korridors stand Lorenzo und winkte ihm vergnügt entgegen.

Lorenzo! Oh, Lorenzo! Schlagartig wich alle Kummernis wie ein aufgescheuchter, Ölzweig im Schnabel tragender Schwarm Friedenstauben von Policarpo. Freudetrunken beschleunigte er seinen Schritt und durchquerte von heiterer Ausgelassenheit beflügelt den Korridor, um dem Burschen seinen Gruß zu entbieten.

Lorenzo Cataldo führte in der Koryphäen-Kartei des *Istituto* den Titel und Beinamen 'Erster Paladin des Humanismus'. Vor gut einem Jahr war er Policarpo auf dem Corso Vannucci in Perugia als überragender Porträtmaler aufgefallen; zwei Tage nach dieser ersten Zusammenkunft feierte Lorenzo seinen glorreichen Einzug ins *Istituto*, dessen begabte Jünglinge er mit seinem fabelhaften Malstil um Via-Appia-Längen schlug. Spaßes halber legte ihm Policarpo gleich zu Beginn einer spontanen Eingebung folgend das 'Bildnis eines jungen Mannes' von Botticelli vor, in dessen Gesichtszügen er eine gewisse Ähnlichkeit mit Lorenzo zu entdecken glaubte. Policarpo trug ihm auf, eine möglichst identische Replik des Gemäldes anzufertigen. Drei Tage später ließ Lorenzo nach ihm schicken; der Gönner eilte herbei, und hörte postwendend auf, die Existenz übersinnlicher Mächte anzuzweifeln: Nicht nur, dass die Kopie in Maltechnik und Gebrauch der Farben eine ungemein große, ja beinahe schon erschreckende Ähnlichkeit mit Botticellis Vorlage aufwies, nein, Lorenzo korrigierte die Physiognomie des 'jungen Mannes' solchermaßen, dass ein nahezu spiegelbildreines Selbstporträt daraus entstanden war. Policarpo pries Lorenzo als das neue Genie seines *Istituto* – einen Menschen, wie ihn die Welt schon lange nicht mehr gesehen hatte: In den kommenden Wochen imitierte er auf Policarpos Wunsch

auch Raffael, Caravaggio, Tintoretto und Pontormo – ein jedes Kunstwerk hätte man den großen Museen der Welt übereignen können, und nur wenigen eingefleischten Kennern – wenn überhaupt – wäre wohl ein Unterschied zum Original aufgefallen.

Zum ungeheuren Jubel Policarpos äußerte Lorenzo ihm gegenüber nach dieser ‘Kopierserie durch die Kunstgeschichte’, dass nach seinem eigenen ästhetischen Empfinden Botticelli der Glanzpunkt der abendländischen Malerei gewesen sei, und dass ihm ferner die Nachahmung seiner Malweise besonders leicht von der Hand ginge. Policarpo überhäufte ihn in der Folgezeit mit allen Bildbänden, welche der internationale Buchmarkt darbot, und legte auch noch fünf unschätzbar wertvolle Klassiker aus seiner eigenen Bibliothek dazu (gewöhnlich borgte er niemandem seine privaten Heiligtümer); ferner lud er ihn zu Sonderexkursionen nach Florenz ein, auf dass er künstlerisches Feingefühl und Technik am Meister selbst perfektionieren konnte. Dies gewissenhafte Studium, unterstützt von Professor Tulliani, dem wissenschaftlichen Betreuer des *Istituto*, trug schon bald Früchte im Überfluss: Nach weniger als einem halben Jahr waren Lorenzos eigenständige, keinem botticellinischen Bildwerk entlehnten Schöpfungen für einen Laien nicht mehr vom Meister zu unterscheiden: Wie Botticelli betonte er den Knochenbau unter dem Fleisch; seine Gesichter, die stets hohe Wangenknochen und starke Unterkiefer erkennen ließen, wirkten gespannt und voller Energie, wie aus Marmor gemeißelt. Äußerst charakteristisch und daher seinem künstlerischen Leitstern sehr ähnlich, brachte Lorenzo die Konturlinie zum Einsatz, welche die Figuren klar und genau umriss.

Ein zweiter, ein moderner Botticelli.

Lorenzo ‘Botticelli’ Cataldo.

Ein wahrlich zu schöner Humanistentraum.

Zum elften Jahrestag der Eröffnung des *Istituto* übermannte Lorenzo seinen gutherzigen Förderer mit einem Porträt seiner selbst: ‘*Policarpo Peruzzi – Il benefattore del mondo*’. Benito, welcher noch am selben Abend ebenfalls persönlich seine Glückwünsche überbrachte, war verwundert am Gabentisch stehen geblieben und hatte sich tatsächlich erkundigt, ob es im *Quattrocento* einen Doppelgänger Policarpos gegeben habe. Als er vernahm, dass jenes Bildnis das Meisterwerk eines Künstlers ihres eigenen *Istituto* sei, stimmte er – nach noch etlichen Minuten des Unglaubens – den Heldengesang des Humanismus an. Policarpo fand sich bestätigt: ein Wunderkind!

Gemeinsam begaben sie sich in den großen Malsaal. Über der Fensterfront gegenüber grüßte Signorellis ‘Jüngstes Gericht’ aus der Brizio-Kapelle, Riccardos Lieblingsgemälde. Beim Umbau der alten *cascina* hatte man die Wände der vier letzten Zimmer des Nordflügels eingerissen, durch einige mit Mauerwerk verkleidete Stahlträger ersetzt und auf diese Weise einen geräumigen Saal zur freien Entfaltung der Intuition gewonnen. Sieben Jünger des Policarpismus übten sich fleißig in der Porträtmalerei. Als sie ihren hochherzigen Förderer eintreten sahen, winkten sie ihm mit ihren Pinseln frohgemut zu, und von allen Seiten erscholl ein dynamisches „*Buona sera, Signor Peruzzi, il nostro mecenate generosissimo!*“

Professor Tulliani, ein altehrwürdiger, emeritierter Ordinarius der römischen Kunstakademie, erhob sich von seinem Katheder und schüttelte Policarpo überschwänglich die Rechte.

„Signor Peruzzi, Welch Behagen, wieder einmal an ihrer erlauchten Aura teilhaben zu dürfen.“

Man tauschte die üblichen humanistischen Floskeln aus, um dann in einen kleinen Abriss über die Aktivitäten im *Istituto* seit Policarpos letzter Visite überzuleiten. Von allen Seiten registrierte Policarpo die respektvollen, bewundernden Blicke seiner Schutzbefohlenen.

„Um zu schließen – wie immer können wir eine erfolgreiche Arbeitswoche Revue passieren lassen.“ Professor Tulliani wies in die Runde. „Die Werke dieser beispiellosen jungen Talente sprechen für sich. Oh, und heute habe ich überdies das Vergnügen, Ihnen noch ein ganz außergewöhnliches *gaudium humanistorum* präsentieren zu dürfen – Lorenzo, bring’ uns doch bitte dein Skizzenbuch.“

Lorenzo tat wie befohlen und entfernte sich. So liebte es Policarpo. Das war Leben. Das war Kunst. Er verfolgte die Arbeit eines weniger geschickten Malers, der direkt neben ihm an seiner Staffelei hantierte; ein persönlicher Zögling aus Riccardos Kreisen. Policarpos Begeisterung für den Knaben hatte niemals Springfluten geschlagen; der junge Student bewies sicherlich gewisse künstlerische Qualitäten, konnte aber Spitzenkräften wie Lorenzo keinesfalls den Farbtopf reichen. Policarpo hätte sich von Anfang an das Recht auf die alleinige Auswahl der zu fördernden Knaben vorbehalten sollen.

Da stand Lorenzo auch schon wieder vor ihnen. In seiner Hand hielt er eine in Leder gebundene, edle Mappe, ein Skizzenbuch vom teuersten Anbieter (für seine Künstler war Policarpo nur das beste gut genug).

„Diese Zeichnungen, Signor Peruzzi,“ – der Professor nahm das Buch entgegen und blätterte darin herum – „entstanden vor einigen Tagen, als ich den Schülern eine Einführung in die Porträtmalerei erteilte. Jeder sollte ohne Anleitung, frei aus dem Geiste heraus, versuchen, unterschiedlichste Gesichter ihrem Zeichenstifte abzurufen. Wir wollten dann gemeinsam die Skizzen begutachten und eventuelle Verbesserungsmöglichkeiten erörtern. Lorenzos Bilder stachen wie gewöhnlich alle anderen aus. Nur um dieses eine hier als Beispiel anzuführen...“

Professor Tulliani hielt im Blättern inne und präsentierte Policarpo eine Charakterstudie... Was Lorenzo mit einem einzigen Kohlestäbchen für Kunstwerke zu zaubern vermochte! *Unico, veramente unico!*

„Aber ich möchte heute keinen Festgesang auf Lorenzos Genialität anstimmen – davon wissen wir beide zur Genüge. Vielmehr geht es mir um ein spezielles Bild, das Ihre geschätzte Aufmerksamkeit entzünden wird.“

Der Professor schlug noch eine Seite um, dann schloss er das Skizzenbuch kurz, drehte es zu Policarpo hin und öffnete es wieder. „Was sagen Sie hierzu, verehrter Signor Peruzzi?“

Policarpo blinzelte. Vom Papier aus schmeichelte ihm Raffaella entgegen. Seine Tochter! Ein Porträt im Halbprofil. Policarpo hob die Brauen, trat einen Schritt zurück und kniff die Augen zusammen. – Nein, kein Zweifel, das war Raffaella. Er sah verwundert zuerst Lorenzo, dann Professor Tulliani an. „Meine... meine Tochter?“

„Verblüffend, nicht wahr?“ bestätigte der Professor. „Das Porträt ist ein Werk seiner Phantasie. Ich saß die ganze Zeit neben ihm, als er es zeichnete. Ich gab ihm weder ein Foto noch eine Beschreibung ihrer Tochter.“

Policarpo war völlig perplex. „Lorenzo, wann begegnetest du Raffaella? Ich könnte mich nicht erinnern, sie einmal ins *Istituto* mitgebracht zu haben, seitdem du hier bei uns weilst.“

„Von ihren Kindern durfte ich bisher nur ihre Tochter Simonetta kennen lernen, Signor Peruzzi.“ Lorenzo lächelte ihn schief an.

Ja, natürlich, Simonetta – *die* kannte er. Vor einigen Monaten war sie hier aufgetaucht und hatte Nacktmodelle für eines ihrer Pornomagazine geworben. ‘Künstler ganz anders’ sollte der Artikel lauten. Was für ein Donnerwetter hatte es damals gegeben.

„Das... das Mädchen hier ist haargenau Raffaella. Wie aus dem Gesicht geschnitten. Ich... ich kann es noch immer nicht glauben!“

Policarpo starrte abwechselnd auf die Zeichnung und auf Lorenzo.

Ein strahlender Jüngling im besten Alter.

Lorenzo ‘Botticelli’ Cataldo.

Der perfekte Ehemann für seine jüngste Tochter?

Schon kurz nach der ersten Begegnung auf dem Corso Vannucci hatte Policarpo mit diesem Gedanken gespielt: Lorenzo als Schwiegersohn. Er bangte allerdings, Zwietracht unter seinen Kindern zu säen, wenn sich ein Mensch wie Lorenzo in die Familie eingliederte, der ob seiner unübertrefflichen Befähigung unversehens von weniger begnadeten Gemütern geächtet werden konnte. Seit dem heutigen Vormittag fürchtete Policarpo allerdings keine nennenswerten, bei einer Verheiratung Lorenzos mit Raffaella unter Umständen auflodernden, geschwisterlichen Konflikte mehr: was Simonetta und Sandro – die Abtrünnigen – empfanden, spielte keine Rolle; Raffaella hätte allen Grund, stolz zu sein, und Aristotile war in künstlerischer Hinsicht ohnehin eher Theoretiker als Praktiker.

Lorenzo, der mustergültige Schwiegersohn: christlich (thematischer Schwerpunkt seiner Malerei ruhte auf Szenen des Alten und Neuen Testaments), scharfsinnig, unbescholten, ein märchenhafter Künstler, trotz allem jedoch niemals mit seinem Können gegenüber Minderbegabten protzend, sondern beispiellos bescheiden. Gäbe er Raffaella das Jawort, so schlosse sich ein Kreis: Policarpo, von Kindesbeinen an größter Botticelli-Enthusiast aller Zeiten, sollte einem zweiten Botticelli die Welt zu Füßen legen...

Wann könnte er seinen jungen Meister und Raffaella zum erstenmal einander vorstellen? Morgen? Nein, morgen fuhr das gesamte *Istituto* übers Wochenende zu einem Studienaufenthalt nach Rom: Malerei des *Seicento* und *Settecento*. Galleria Borghese, Palazzo Barberini, Galleria Doria Pamphilj. Morgen ging leider nicht. Aber das Stell-dichein sollte baldmöglichst arrangiert werden, bevor Lorenzo eine andere gefunden hatte. Vielleicht Montag? Auch nicht, Montag weilte Raffaella in der ewigen Stadt – ein Geburtstagsgeschenk. Also Dienstag. Am Dienstag würde Policarpo unangekündigt im *Istituto* auftauchen und Lorenzo entführen...

Oh, wie munter und leichtblütig stimmte es Policarpo, nun doch noch für eines seiner Kinder den Heiratsvermittler spielen zu dürfen. Simonetta hatte er schon lange verloren gegeben, Aristotile unterwarf sich aus freiem Willen dem priesterlichen Zölibat, und Sandro... dieser Sektierer! Gerade für Sandro hatte er doch ein so charmantes Mädchen ins Auge gefasst: Bianca Federica Italonza, die Tochter des Dekans der Universität von Perugia, ein anständiges katholisches Kind, gleichermaßen adrett wie vornehm zurückhaltend. Dreiundzwanzig Jahre zählte sie, und trotz ihrer Schönheit hatte sie sich noch keinen schnöden Freund angelacht. Bianca Federica hätte eine seines edlen Geschlechtes gebührende Schwiegertochter abgegeben, aber nein, Sandro, dieser lüsterne Lurch, er war ihm zugekommen.

Mit einer Prostituierten!

KAPITEL 5

Diese Prostituierte würde er ihm austreiben! Policarpo verabschiedete sich hastig von Professor Tulliani, seinem Schwiegersohn in spe und den übrigen Künstlern und machte sich auf den Heimweg. Ermutigt durch den Geist des *Rinascimento* und die herrliche Aussicht auf eine humanistische Kuppel zwischen seinem Lieblingsschüler und seiner jüngsten Tochter, fühlte er sich nun stark genug, Sandro, diesem niederträchtigen Lump, die Karten offen auf den Tisch zu schmettern: Er, Policarpo, war immer noch der Herr im Hause, und seine Untergebenen – die Kinder – hatten sich seinem patriarchalischen Willen zu beugen!

Raffaella würde Lorenzo heiraten. Und Sandro Bianca Federica. Noch war es nicht soweit gekommen, dass sich Policarpo von Huren – *Huren!* – seine lang gehegten Pläne durchkreuzen lassen musste. Er würde dieses Milanese Aas mit solch unerbittlicher Härte und Wucht hinauswerfen, auf dass sie ihr Leben lang das Stigma seiner Vergeltung trüge. Denn wer einmal die Rache Policarpo Peruzzis herausgefordert, dem Gnade Gottes!

Die einzige Gelegenheit, eine folgenschwere Rechnung wie diese zu begleichen, ohne an dem bereits mit den Krallen der Keren gefährlich unterhöhlten Familienfrieden noch stärker zu rütteln, bot sich jetzt, da niemand im Haus weilte, welchem ein solcher Hader nachhaltig aufs Gemüt schlagen könnte: Raffaella, Immacolata und Aristotile in Norcia, Tatijana mit dem Bus in der Stadt, und bei Simonetta gab es keinerlei psychische Schäden zu befürchten. Wenn jemand in den nächsten Minuten sein Seelenheil verspielte, dann war das einzig und allein Policarpo.

Aber an kompromissloser Konsequenz würde er sich jetzt selbst übertreffen. Er stand vor Sandros Tür. Er griff mit seiner Hand nach der Klinke. Die schmerzvolle Stunde der Sühne hatte geschlagen! Er drückte die Klinke nach unten. Er drückte dagegen.

Nichts.

Policarpo rüttelte an der Klinke. Die Tür war abgeschlossen.

Soo? Er pochte mit der Faust an die Tür. „*Sandro! Sono io. Tuo padre. Apri!*“

Keine Reaktion. Wehe, wenn sie sich da drin verleugneten! Policarpo horchte. Kein Laut drang an sein Ohr. Er kniete nieder und schielte durch das Schlüsseloch. Von innen steckte kein Schlüssel. Stille.

Sandro war nicht im Zimmer. Ja – jetzt erst dämmerte Policarpo – Sandros Alfa stand auch nicht vor der Garage. Er richtete sich wieder auf und peilte vom einen Ende des Gangs zum anderen. Da stand er, nicht nur um seine Ehre als Vater, nun auch noch um die seiner Rache betrogen. Wo steckte Sandro? Ob er es gewagt hatte, wegzufahren? Am Ende gar zurück nach England?

Policarpo musste sich auf der Stelle Gewissheit verschaffen. Und zwar im Nordflügel des Hauses.

Der Nordflügel war ein stillfremder Anbau aus den zwanziger Jahren, dessen Errichtung man seinerzeit infolge des steigenden Absatzes der elterlichen Schnapsbrennerei und der damit verbundenen Raumnot – das Zwischenlager in Torgiano brach aus allen Nähten – nicht entgehen konnte. Nach dem Krieg jedoch, als der damalige Hauptabnehmer in England aus undurchsichtigen Gründen dicht gemacht hatte, ging es dank des unzureichenden Geschäftssinns von Policarpos Vater mit der Brennerei bergab. Geronimo Peruzzi verwarf nicht nur den Ratschlag seines jüngeren Bruders und sattelte vom Schnapsbrennen auf den Obstexport um – Zitrusfrüchte ließen sich in kriegsgeschädigten Staaten wie Deutschland als vortrefflichste Handelsgüter abstoßen – nein, nach den immensen wirtschaftlichen Ein-

bußen von 1945 geriet er auch noch in den ruinösen Strudel einer seelischen Depression, welche sich zu einer umfassenden Krise ausweitete und ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen sollte. Bevor ihn von sich und seinem Leben enttäuscht im Jahre 1964 ein radikales Magengeschwür hinwegraffte, hatte er den Laden vollständig unter den Erdboden gebracht.

Die Räumlichkeiten des Nordflügels wurden überflüssig. Jahrzehntlang stand der Anbau leer, nur das Erdgeschoss nutzte man noch als Garage und Gerümpelkammer.

Nachdem Policarpo Anfang der sechziger Jahre nach Abschluss seines Kunstgeschichtsstudiums die Holzbänke seiner Hörsäle mit dem abgeschabten Chefsessel des lädierten Familienbetriebs ausgetauscht hatte, lebte das Unternehmen dank neu geschlagener Brücken nach England und eines auf seine Anregung kreierte Verkaufsschlagers namens *'Extreme Spirit'* – ein hochprozentiges Gebräu, welchem man zuschrieb, in den kalten, nordischen Seelen die Glut des Südens zu entfachen – gleich einem Phoenix aus der Asche wieder auf. Das in acht Geschmacksrichtungen erhältliche Feuerwasser stieg praktisch über Nacht in den Londoner Pubs zum Kultschnaps '64 auf. Eine breit angelegte Werbekampagne sicherte Policarpo auch den Siegeszug in den Kneipen auf dem Lande und schuf das Fundament eines wirtschaftlichen Neubeginns.

Policarpos Geschäftsstrategie und die rapide wachsende Kundenkartei erhoben bald Anspruch auf größere Arbeits- und Lagerflächen, wobei Policarpo dem leerstehenden Nordflügel neue und weitläufigere Hallen unten in der Ebene vorzog.

Vor etwa einem Jahr hatte Simonetta nach ihrem Entsagen vom Humanismus in den oberen Stockwerken des Trakts ihre Zelte aufgeschlagen; den Dachboden baute sie zum Atelier aus, welches – wie sie sagte – einer Künstlerin wie ihr kein idealeres Licht bescheeren konnte, nämlich reine Nordlage mit stets gleichbleibender Beleuchtung. Policarpo mutmaßte indessen, dass sie nur aus einem einzigen Grund dort drüben residierte: sie konnte kommen und gehen, wann immer und mit wem sie wollte, denn ihre Wohnung besaß von der Garage aus einen separaten Zugang. Als Policarpo im vergangenen Dezember unversehens an einer vorübergehenden Prostatitis erkrankte, hörte er während einer seiner halbstündigen Sitzungen im Badezimmer draußen ihre Schrottkiste heranröhren. – Morgens um halb fünf!

Policarpo rief alle Heiligen und Seligen des Himmels an und stieß die Tür zu ihrem *'Apartment'* auf, welche bei ihm nicht zum ersten Mal Gedanken an den Höllenschlund heraufbeschwor. Allein die Türverzierung krächte schon nach der Inquisition: ein schamloses, höchst frivoles Plakat mit einem dunkelhäutigen, verruchten Weibsbild, spärlichst bekleidet, in eindeutigster Pose versunken, darunter in dicken roten Lettern: *'Vieni da me!'* Geschmack- und vor allem Zuchtlosigkeit pur. Als besondere Note schlug ihm obendrein eine dichte, bläuliche Rauchschwade entgegen; Simonetta bevorzugte eine bestimmte Marke bolivianischer Billigzigaretten, von denen ihr allmonatlich über finstere Versandhäuser eine ranzige Holzschatulle zugestellt wurde. Policarpo schüttelte sich angeekelt und wagte sich zerreißenden Herzens in die Vorhalle. Anrühige Poster an Wänden, von denen der Putz bröckelte, Skulpturen und andere obszöne Gegenstände wild verstreut auf Kommoden, dreibeinigen Stühlen, kreuz und quer über dem Fußboden. Das für Policarpos Empfinden übelste und blasphemischste Bildwerk der ganzen Sammlung hing genau gegenüber der Eingangstür: Eine wüste Madonna, ihren Schutzmantel lüftend und ihren nackten Körper entblößend, zu ihren Beinen drei zotige Knaben, unbekleidet, um ihre Gunst eifernd, und quer über der Muttergottes Brüste der Spruch: *'Dio è buono!'* Links unten vor der Wand eine lebensgroße afrikanische Plastik, welche Policarpo noch gar nicht kannte. Aber was

hatte denn dieser Krieger für eine absonderliche Stange unter seinem Bauchnabel hängen...?

Oh Himmel!

Policarpo versagte es den Atem. Zutiefst beschämt schlug er seine Augen nieder und schritt verkrampft weiter, peinlich darauf bedacht, keines der sündigen Objekte auf dem Fußboden mit seinen Schuhen zu streifen. Der nächste Raum lag in dämmerigem Rotlicht, auf einem bauschigen Sessel thronte Simonetta – einen ihrer stinkenden, braunen Lötkolben zwischen gespreiztem Zeige- und Mittelfinger – inmitten ihres Reiches der Entartung und gab sich optischen Selbstbefriedigungen hin – Selbstbefriedigungen in Form von Lichtbildern männlicher Hinterteile!

Was für eine geradezu himmelschreiende Kehrseite zu seinem humanistischen und tugendreichen Paradies, dem *Istituto delle Belle Arti*! Noch nie war ihm dieser Kontrast so schmerzhaft, so peinigend ins Auge gesprungen wie heute...

Policarpo unterdrückte seine Tränen, verdrängte den bohrenden Schmerz in seiner Seele und betrachtete Simonetta voller Höllenqual. Lieber wäre er am Kreuz gestorben, als noch einen weiteren Tag diese Schmach, diese Demütigung erdulden zu müssen.

Simonetta räkelt sich genüsslich auf ihrem Sessel und hauchte ihm eine narkotisierende Wolke ihres Teufelsstabs ins Gesicht. „Was ist?“ fragte sie. „Soll ich dir einen blasen?“

Policarpos Gedärme verknoteten sich.

„Nein? Dann eben nicht. Schau mal,“ – sie deutete auf die Leinwand – „wie findest du die Backen hier? So was hab’ ich selbst im ‘Syracuse’ noch nicht gesehen. Weißt du, ich mach’ neuerdings bei dem Fotowettbewerb ‘Arsch des Monats’ mit.“

Simonetta grinste ihn dreckig an. Policarpos Miene war wie versteinert. Sie schob sich eine rote Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Nun hab’ dich bloß nicht so. Deine Hosenorgel kannst du schon alleine kurbeln! Übrigens – schlitterst du in ‘ne fette Existenzkrise rein? Wär’ ja wohl das erste Mal, dass du freiwillig in meiner Lasterhöhle aufkreuzt.“

Policarpo atmete tief ein und aus und sandte einen gorgonischen Blitzstrahl zu ihr hinüber.

Sie lachte hämisch. „Deinen Einschüchterungshokuspokus kannst du gleich wieder wegpacken. Zieht bei mir leider nicht. Also, was willst du? Vielleicht Tipps gegen Impotenz? Ich hab’ da vor kurzem eine geniale Broschüre gekauft, die...“

„Wo ist Sandro?“

„Sandro und die schööööne, die berückende, die sexwüti...“

„Ich habe nach Sandro gefragt!“

Simonetta legte eine Kunstpause ein und belauerte Policarpo. „Warum pisst du dich wegen ihm eigentlich so mordsmäßig an?“

‘Anpissen’! Sie fragte ihn, warum er sich so ‘anpisse’! „Sagst du mir jetzt, wo er herumlungert oder nicht?!“

„Darf ich dich darüber informieren, dass dein Sohn Sandro mit seinen sechsundzwanzig Jahren dem vierten Lebensjahrzehnt entgegensteuert und allmählich das Alter erreicht haben sollte, in dem er selbst entscheiden kann, mit wem’s in seinem Bettchen rund geht und mit wem nicht?“

„Du wagst es...“

„Lass mich jetzt ausreden! Andere junge Männer seiner Altersklasse – mit Ausnahme von ein paar fruchtlosen Schlappschwänzen fast alle – treiben es zumindest mit einer oder gleich mehreren Freundinnen gleichzeitig, viele sind schon verheiratet und haben einen ganzen Stall voller Kinder. Was willst du und *mamma* eigentlich? Soll er bis zum

Lebensende nach eurer Moralistenpfeife tanzen? *Babbo!* Wacht doch endlich auf! Die Welt ist kein von Frevel und Verderbnis reines Paradies mehr; sie war nie eines.“

*Keine Bosheit ist wie Frauenbosheit;
das Los des Sünders treffe auf sie.*

„Ich glaube, du bist von allen Geistern verlassen! Was bildest du dir eigentlich ein, wie du mit deinem ehrwürdigen Vater umspringen kannst!“

„Noch ein Wörtchen, und du kannst den Burundi-Sripper draußen vor der Tür nach Sandro ausquetschen!“

Policarpo verstummte.

„Sandro ist mit Lucia in die Stadt gefahren. Einkaufen. Bei seiner maßlosen Triebhaftigkeit sind den beiden Null Komma nix die Ko...“

„*Grazie, grazie, va bene!*“

„...ausgegangen.“

Policarpo konnte sich schon selbst denken, dass sein geliebter Sohn... – Ach, hol’ ihn der Urian! Policarpo drehte sich um und verließ wutschraubend das Zimmer.

Ein leises Klicken, für den Bruchteil einer Sekunde Dunkelheit, das Diamagazin sprang ein Bild weiter.

* * * * *

„Was hast du da in der Tüte?“

„Das geht dich einen feuchten Scheißdreck an.“

Oho! Nicht nur physisch-sinnliche Dekadenz, zu allem Überdruss auch noch Verbalerotiker? Policarpo verriegelte hinter sich die Tür und musterte einen obskuren Plastikbeutel, welchen Sandro provokativ in seiner Hand herumschwenkte.

Als Policarpo resigniert über den schmalen Verbindungsgang von Simonettas Wohnung zum Hauptgebäude zurückschlurfte, gewährte er durch ein Fenster Sandros Wagen auf dem Garagenvorplatz. Dieser Apostata war also heimgekehrt und hatte sich klammheimlich ins Haus gestohlen! Seinen Gedankenfaden noch nicht zu Ende gesponnen, lief ihm Sandro auch schon direkt in die Arme. Der wollte zwar auf der Stelle kehrtmachen und wieder entrinnen, aber die Autorität Policarpos gebot seinem aufsässigen Sohn doch noch – wenn auch unvermutet – Einhalt. Die Macht seiner gebieterischen Stimme ausnutzend, wies ihn Policarpo an, unverzüglich einer äußerst wichtigen Unterredung in der Bibliothek beizupflichten.

Policarpo fühlte sich natürlich viel zu überlegen, als dass er auf den ‘feuchten Scheißdreck’ eingegangen wäre. Statt dessen räusperte er sich vernehmlich, bedachte seinen Sohn mit einem tadelnden Kopfschütteln und erhob dann in gemäßigtem, aber unmissverständlichem Ton seine Anklage, bestärkt vom Beistand der Vespucci: „Du liebst Lucia?“

„Das geht dich einen noch feuchteren Scheißdreck an.“

„Wann gedenkst du, sie zu heiraten?“

„Ich wiederhole: das geht dich einen ...“

„Schweige, du Antinoos!“ schnitt ihm Policarpo energisch den Satz ab. „Bist du nicht gewillt, auf friedliche Art und Weise mit mir zu sprechen, so vernimm dies: Ich in meiner Eigenschaft als dein Erzeuger und Vater werde mit dir ein paar Wörtchen über meiner Meinung nach gebührendes Verhalten in meiner Gegenwart zu sprechen haben. Denn ich bin hier der alleinige Herr im Hause!“

„Ich in meiner Eigenschaft als dein Sohn halte es jedoch nicht im geringsten für angebracht, mit dir über Dinge zu streiten, die *meiner* Meinung nach meine eigene Sache sind und bei denen ich mir überhaupt nichts – erst recht nicht von dir – reinreden lasse, weil ich mein absolut eigenster Herr bin. *Capito?*“

War denn das die Möglichkeit? „Wiederhole dies noch einmal!“ donnerte Policarpo.

„Wenn du willst, kann ich’s dir auf Band sprechen. Aber ich hab’ noch ‘ne ganze andere Menge auf Lager: Damit du’s nur weißt – die Zeit, in der ich deinen absolut hirnos betröteten Standpfeiler des Moralismus und Humanismus gespielt habe, ist jetzt ein für alle Mal vorbei! Teodoro Usignolo – du erinnerst dich – mein früherer Schulkamerad, hat mittlerweile vier Kinder! Wo andere mit siebzehn oder achtzehn ihre Freundinnen zu Hause bis zur Besinnungslosigkeit anschüren, da musste ich mir mit blutenden Ohren stundenlange Vorträge über Tugendhaftigkeit und biblischen Gehorsam anhören. Ich preise noch heute den Himmel, dass du mich nach England hast gehen lassen!“

„Da wären wir auch schon bei unserem Gesprächsthema“, fauchte Policarpo. „Ich hatte dich guten Gewissens nach England geschickt, auf dass aus dir ein wahrer Gentleman werde, aber was ist aus dir geworden? Ein begattungssüchtiges Scheusal!“

„England?“ Sandro lachte laut auf. „Soll ich dir sagen, weshalb ich unbedingt nach Cambridge wollte? Weshalb unbedingt so weit weg? Setz’ doch wenigstens einmal deinen gesunden Menschenverstand ein! – Mein Vorsatz für England war: *Sex haben*. Puren Sex. Nichts anderes.“ Er ließ demonstrativ die Tüte auf den Tisch fallen. „Ich wollte schlicht und ergreifend endlich in vollen Zügen eine Sexualität frei von allen in den Weg gepfefferten väterlichen Scheißhaufen genießen, ich wollte meine aufs Zerreißen gespannte Geilheit befriedigen, meine unersättliche Wollust, die jahrelang von euch pruden Moralaposteln und eurem verkantet-erzölibatären Haushalt mit aller katholischer Gewalt unterdrückt worden ist!“

Policarpo klappte den Mund auf und zu, er fand keine Worte.

„Glaubst du, mir liegt auch nur das geringste Etwas an den fadenscheinigen Idealen, die du dir für England zusammengedichtet hast? ‘Erweiterung des Horizonts’ – ‘Sprachliche Fortbildung und Perfektion aus erster Hand’ – ‘Wirtschaftsorientierte Weitsicht’. Pah! Das einzig wahre Ziel, das ich mir je für England gesetzt habe, war Sex. Sex, Sex, Sex. Ich sage nur: Cynthia, Mary, Elizabeth, Anita, Jennifer. Und jetzt eben Lucia.“

„D-u, du...“ – Policarpos Stimme bebte vor rasendem Zorn – „...du gestehst hiermit, in England sechsmal Todsünde begangen zu haben?“

„Nein, siebenmal. Ich habe Ulrika völlig vergessen. Eine Schwedin. Nur eine Nacht lang. Nach einer Saufparty. Total bedudelt. Aber was die mir dann noch gedudelt hat!“

Das war zuviel des Guten.

„*Sandro, Sandro, quae te dementia cepit!*“ gellte Policarpo. Wie hatte der Wahnsinn seinen Sohn ergriffen! „Mit rhodischen Stapfen trampelst du auf uns herum, trittst uns platt wie Mistkäfer und schaufelst unser beider Grab!“

„Nein, keineswegs, allerliebstes Väterchen, ich bin nur mein eigener Herr geworden!“

„Verschwinde! Hinweg! Hinaus aus meinem Hause! Hure herum, wo du willst! Hier hast du nichts mehr verloren! Seinesgleichen zu Seinesgleichen! Und deine Buhle, so nimm sie gleich mit, diese dreckige, diese elende, diese gottverdammte Dirne! Trete mir nie wieder unter die Augen, du gräulicher Zuhälter!“

„Du bildest dir ja gigantisch viel auf *deine* Weitsicht ein!“ Sandro schlug mit der Faust auf die Kommode mit den Familienbildern. Es schepperte, drei Rahmen kippten um. „Wer hat denn hier behauptet, dass Lucia eine Nutte ist?“

„Ooooh“, entgegnete Policarpo herablassend in all seiner väterlichen Hybris, „*ich* habe meine Quellen...“

„Du hast deine Quellen?“ Sandro spie bereits Feuer. „Sooo?“ Er hielt kurz inne und besann sich. „*Allora, bene*, jetzt reicht’s mir, Ende, Schluss. *Basta!* Aus Äpfel!“

Kannte Policarpo diesen Satz nicht? War er nicht schon einmal böses Omen einer säbelrasselnden Misere gewesen? Ein eiskalter Schauer schoss seine Adern empor...

Sandro fuhr unbeirrt fort: „Du hast also deine Quellen? Interessante Quellen müssen das sein! Und wenn deine Quellen so ergiebig sprudeln – was sagen deine Quellen denn zu Aristotile? Haben sie dir schon von *dessen* Aktionen berichtet?“

Policarpo wurde es ganz furchtbar schlecht. Er wollte nichts mehr wissen. Sandro sollte lieber schweigen.

„Weißt du schon, zu was *er* in Florenz geworden ist? Aristotile? Hä? Na? Weißt du’s?“

Warum konnte Sandro nicht einfach gehen und alles Gesagte vergeben und vergessen? Policarpo zitterte am ganzen Leib.

„Weißt du, was er zwischen seinen Theologievorlesungen und Priesterseminaren treibt?“

Policarpo wollte Sandro noch anflehen...

„Weißt du, was er ist?“

Prego, prego, prego...

„Aristotile, dein Sohn, mein Bruder...“

Policarpos Magensäfte stauten sich bereits in der Speiseröhre.

„...dein Sohn, mein Bruder...“

Nein! Nicht! Wie konnte er es ungeschehen machen?

„...ist *stockschwul*.“

Schwul. Stockschwul.

Schwul. Policarpo wusste nicht, wie ihm geschah. Das Wort dröhnte in seinen Ohren. Sein Hals schnürte sich zu, die Schlagader an seinen Schläfen hämmerte, sein Körper bebte, erschauerte. Vor seine Augen blähte sich eine Schildmauer des Nichts, aus dessen undurchdringlicher Schwärze nur in großen Lettern wie eine blinkende Neonreklame immer und immer wieder das blutrote Wort vor ihm auftauchte:

Stockschwul...

Wieder und immer wieder.

Schwul...

Er fühlte, wie seine Beine nachgaben und wie er zu Boden fiel. Da, da – wieder das Wort!

Stockschwul...

In Augen und Ohren und in den Sinnen. Wohin das Auge reicht: das Wort!

Schwul...

Aristotile...

KAPITEL 6

Schläft einer mit einem Mann, wie man mit einer Frau schläft, dann haben sie beide eine Gräueltat begangen; beide werden mit dem Tod bestraft; ihr Blut soll auf sie kommen.

Leviticus 20,13

Policarpo schlug die Augen auf. Er war wohl ohnmächtig geworden. Er fühlte einen stechenden Schmerz in der rechten Hüfte. Er warf einen Blick aus dem Fenster. Lange musste er bewusstlos gewesen sein; im Westen spannte sich ein Band von rotem Brokat über den Himmel, und der düstere Schleier der Nacht senkte sich schläfrig über die stille Landschaft herab. Drüben in Perugia und unten in der Ebene flammten die ersten Lichter auf. Der Zypressenhain ragte wie ein drohender Finger aus den Weinbergen vor der *cascina* empor. *A proposito di vigneto* – Policarpos Zunge lag sehr schwer und trocken im Mund...

Auf unsicheren Beinen kippelte er Richtung Weinkeller. Er tastete nach dem Lichtschalter. Policarpo kam nicht umhin, auch in diesen Schreckensstunden zwei oder drei Atemzüge lang das wohltuende Arrangement des bis unter die gewölbte Kellerdecke mit erlesenen Weinen gefüllten Flaschenregals zu genießen, bevor er wieder in die Schlucht des Defätismus hinabstürzte. Er zog einen 'Peruzzi 1985' aus dem Ebenholzgestell, löschte das Licht und stolperte zur Bibliothek zurück. Er ließ sich ermattet in die Couch sacken. Ein Flaschenöffner lag immer griffbereit auf dem kleinen Beistelltisch mit Elfenbeinimitaten. Zu kraftlos, um sich eines Glases zu bedienen, verzichtete er auf jeden Anstand und führte die Flasche direkt an die Lippen. Die Restbestände des 'Peruzzi 1985' – damals ein Dauerbrenner in der Weinbranche – wollte sich Policarpo ursprünglich für ganz besondere Anlässe, wie etwa die Vermählung seiner Kinder oder die Taufe des ersten Enkels aufsparen, aber heute vermochte er keine größere Auswahl zu treffen; der erstbeste Wein war gerade gut genug. Nach zwei ausgiebigen Zügen hatte er die Flasche bereits zur Hälfte geleert.

Policarpo trat an die von teuren Samtvorhängen eingefasste Fensterfront und spähte in die Nacht hinaus. Rechts auf den Hügeln sah man die leuchtende Lichtkrone von Perugia sich in den Himmel wölben, unten in der Ebene breitete sich das Lichtermeer der Vall'Umbra aus. Ein einziger leuchtender und glitzernder Teppich zog sich von Perugia bis Foligno am Horizont in weiter Ferne. Als Kind hatte er sich zu nächtlicher Stunde oftmals heimlich aus seinem Zimmer geschlichen und war am selben Platz gestanden, um aus dem Fenster hinunter ins Tal zu schauen. Als größere Lichtflecken zeichneten sich damals Assisi, Spello und Foligno von der Finsternis der Nacht ab, mit scharfen Augen ließen sich bei genauerem Hinsehen noch vereinzelt, winzige Fünkelchen erkennen, ansonsten war die Vall'Umbra schwarz und leblos.

Die Zeiten änderten sich...

In gewissem Sinn konnte man die Ausbreitung der Sexgier auf der Welt mit den Lichtern in der Ebene vergleichen. Sex, wohin man starrt. Sex, welcher gleich eines brodelnden, sich zerstörerisch dahinwäzenden Lavastroms alles überrollte, was ihm den Weg versperrte, welcher gnadenlos die gesamte Menschheit unterjochte, welcher jeden unbescholtenen, grundständigen Erdenbürger in die gewaltige Schar seiner ergebenen Sklaven herabzuknüppeln suchte. Kein Fernsehprogramm ohne Sünden. Je mehr nacktes Fleisch, desto größer die Gunst des Publikums. In den frühen siebziger Jahren fing es an, als die Sozialisten den Christdemokraten die Kontrolle über *RAIDUE* entrissen hatten und

kurz darauf *RAITRE* von den Kommunisten erobert und mit ihren frechen Programmen beladen wurde. 1978 dann Berlusconi mit seinen unziemlichen Privatsendern. Policarpo getraute sich gar nicht mehr, den ‘Sündenkasten’ – wie er sein Fernsehgerät umtaufte – anzuschalten. Weit schlimmer noch der Einmarsch pornographischer Magazine in Italien: Früher handelte man sie verstohlen unter dem Ladentisch, heute verfügte auch der popeligste Kiosk über seine eigene Pornoecke, die Zeitschriften meist so tief angeordnet, dass schon die schuldlosen Gedanken der Kleinsten damit vergiftet wurden. Die Medien – Untergang der Menschheit. Und das Internet setzte allem den Gipfel. Täglich hörte man von neuen illegalen Pornoseiten. Sogar Kinder hatten unter der Pädophilie der Erwachsenenwelt zu leiden. Auch jetzt noch, da das Menschengeschlecht bereits in zerreißender Agonie sich windet, erküht man sich, diese Verfallserscheinungen stillschweigend zu übergehen, jedoch bald, sehr bald würde man gezwungen sein, der akuten Gefahr geradewegs ins Auge zu starren, und dann erst, wenn die Stunde der Vergeltung längst geschlagen hatte, dann erst würde es allen wie Schuppen von den Augen fallen: Da stand sie, die Menschheit, degeneriert zu sexgeilen, antichristlichen Vandalen, welche die Welt ins sichere Verderben gestürzt hatten.

Policarpo gönnte sich einen Schluck. Welch grauenvolles Leben! Welch miserabler Tag! Oh nein, kein Tag war dies mehr, kein Leben, es war die Hölle auf Erden. Drei seiner Kinder hinabgerissen in die Welt der Verderbnis, beide Söhne, eine Tochter. Aristotile – homosexuell; ein künftiger Diener Gottes! Wann brach endlich das Weltengericht über Policarpo herein, auf dass er von allem erlöst würde, auf dass er keinen weiteren Tag ein so klägliches Leben mehr fristen musste! Dies alles kam ihm wie eine hässliche Komödie vor, wie ein bestialischer Traum. Aber dies war kein Traum, keine Komödie; was ihm an diesem heutigen Tag widerfahren, war bitterste Wirklichkeit.

Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber gründlich.

Wann hatte er sich je etwas zuschulden kommen lassen, wann falsches Spiel mit Gott getrieben? Wie konnte Gott einen aufrechten, ehrenhaften, katholischen und reumütigen Menschen wie ihn derart erbarmungslos ahnden, wofür sollte Gott an ihm Rache nehmen? Für Policarpo stürzte ein Weltbild zusammen.

Er stellte die leere Flasche auf den Tisch. Brennende Tränen perlten ihm über die Wangen. Mit schmerzverzerrtem Gesicht und hängenden Schultern holperte er zur Bar. Hier lagerte er Kostproben seiner exquisiten Schnapssorten, um potentiellen Kunden beim ersten geschäftlichen Diskurs die weite Palette seiner Erzeugnisse präsentieren zu können. Aber was zählten diese Kunden noch, wenn sein Leben ohnehin verplempert und verloren war? Wenn die Sexgier in seinem Hause Einzug hielt? Policarpo packte wahllos drei der hochhalsigen Kristallkaraffen und schwankte zur seinem Platz zurück. Es war alles egal. Oder besser: Alles würde egal sein, egal werden.

Auf dem Beistelltisch standen immer fünf zierliche Trinkhörner bereit. Policarpo gustierte alle drei Schnäpse gleich auf einmal: Pfirsich, Waldmeister und Kokos. Nach dem dritten Glas schloss er unvermittelt die Augen. Namentlich das Kokoswasser hatte es in sich. Er lugte auf das Etikett. Alkoholgehalt fünfundfünfzig Prozent. Waldmeister und Pfirsich etwas über vierzig. Er tastete nach der Kokoskaraffe und wollte vom Sofa auf seine Kathedra übersiedeln. Um ein Haar hätte er das Sitzpolster verfehlt und wäre auf dem Boden gelandet. Um ihn herum zerfloss die Bibliothek. Er schenkte sich erneut ein.

Policarpo versuchte, über seine Schulter hinweg aus dem Fenster zu glupschen. Die Sexgier uferte aus, ja die Sexgier. – Die Sexgier...

Hm... alle Welt regiert von der Sexgier... Jene wundersam triebhafte Lüsterheit des Alltags, die alle und jeden unterwarf? Wohlgemerkt: *jeden*. – Keine Sonderbehandlungen.

War Policarpo nicht schon längst gefangen von ihr, von der Sexgier? Wenn die Sexgier also wie eine Seuche um sich griff, wie sollte ausgerechnet er vor ihr verschont bleiben? Darüber hatte er sich nie den Kopf zerbrochen.

Er füllte das lustig blinkernde Gläschen von neuem. Dieser Kokosschnaps ölte seine alten Eingeweide, aber wie!

Lag es für ihn vielleicht gar nicht so unendlich fern, sexgierig zu werden? Schlummerte gar die Sexgier in ihm und lauerte nur darauf, geweckt zu werden? Warum eigentlich keine Sexgier?

Policarpo kniff das linke Auge zusammen und schielte mit dem rechten in das Schnapsglas. Alle hatten Spaß im Leben – mit Sexgier. Er dagegen hatte sich nie etwas gegönnt. Wenn seine alten Freunde nachts in die Bar gingen oder sich auf der Piazza trafen, saß er zu Hause bei Andacht, Gotteslob und Bußfeier. Er hatte nie auch eine noch so kleine Geilheit genossen. Policarpo war ein Mensch wie jeder andere, sollte er dann als einziger nicht alles tun und lassen können wie jeder andere? Das Leben bestand doch sowieso nur aus Sexgier. Könnte er nicht einfach sein Leben umkrepeln? Wer hielt ihn schon davon ab? Immacolata? – Ha! Dafür war die Sexgier zu übermächtig...

Er schlürfte das köstliche Kokosgesöff. Sexgier, Sexsucht. Ja, dies könnte... Quatsch – dies *würde* der Anbeginn eines neuen Lebens sein. Eines Lebens in Sexgier. Eines Lebens in Geilheit. Mit erfülltem Triebverlangen, nackenden Weibern und allem drum und dran. Begierde und Wollust, ihr Schönen, umgarnt mich mit euren Armen...!

Nochmals fingerte er nach der Karaffe. Die Welt versank allmählich in rötlich-schlüpfrigen Dunstschwaden. Die Bücherregale an den Wänden verschwammen zu titanischen Phallus-Symbolen. Sinnbilder der fleischlichen Lust, so hieß es schon in der Antike. Policarpo lachte laut und schallend. Er lachte heißer. Lallend. Er verschluckte sich.

Schon war das Glas wieder voll. Und die Phallus-Symbole schwellen an, wurden größer und größer. Auf einmal platzten sie. Policarpo lachte noch lauter. Er trieb in einem Sud aus Sex und Salbwein umher; kein oben und unten, kein hinten und vorne. Er, Policarpo, so wahr er hier im lichten Raum dahinschwebte, er würde der geilste Bock des Erdkreises werden.

Von allen Seiten schritten die Heerscharen der Geilheit einher, ihn einkreisend, umringend. Und Policarpo flatterte beseligt hin und her, hinauf, hinunter. Er würde alle an Sexgier übertrumpfen! Ein leichter Wind vom Lüsterberg wirkte auf seine pornigen Phantastereien, säuselte über seinen Körper, seine Lenden. Noch heute Nacht würde er in der Peruginer Unterstadt herumheizen und alle Nüttchen und Dirnchen auflesen, die ihm über den Weg liefen. Die Nonnen auch. Johann der V., der Gläubigste aller Könige, kombinierte seine krasse Vorliebe für Katholizismus und Sex, indem er mit Nonnen schlief. Geile Nonnen, geile Nutten. Warum also keine Nonnen? Die Heerscharen hielten inne. Heiße Sexgier, Gloria Geilheit. Wofür ein so großes Haus mit einer noch größeren Zahl leerstehender Zimmer? Er, Policarpo, der selbsternannte Haremsmacker. Policarpos *Parc de Cerfs*. Die Heerscharen formierten sich zum Spalier. Noch dichter der Dunst um ihn. Und viel rutschiger, matschiger. Schlüpfriger? Er schwamm in einem Metzenteich, die Oberfläche von den blanken Hetäris gespiegelt, gekräuselt. Rot und rassig, das alles. Splitternackt. Straffe Brüste. Und die Heerscharen. Welch Busen, Bäuche, Beine. Alle Hochgenüsse der Erde würde er nachholen – und wie er sie nachholen würde! Sex bis zum Abwinken. Er würde sich garantiert selbst nicht wiedererkennen.

Nebel der Lüsterheit umfingen Berge der Sexsucht.

Und der Augenblick, jetzt – sie...! Da war sie! Sie kam, sie nahte, sie erschien, sie glitt auf ihn zu, Kreuz des Heilands, sie kam, wogend, dort, von dort, aus dem üppigen Weihrauchdampf sich schälend, offenbarend in voller Blöße, Fuselbrand, ganze Reinheit, sie war da, Kokoshaar, endlich war sie da, in strahlglänzender Mandorla, das Nichts erleuchtend, rasende, im Schnapsteich planschende Mänaden, die Toga, Tunika fällt, aphrodisische Winde von Westen, Tiara auf dem Haupte, Beine, Brüste, ein sinnlicher Frauenmund wuchs ihm entgegen, Lippen, so feuerrot, Lippen der Nacht, Zunge der Finsternis, ein Regen aus Myrtenzweigen, die Heerscharen um sie, Satyrn und Silenen, geboren aus der Muschel, liebend, bespringend, der Nebel, Paphos, rot, glitschig, ein horischer Phalluswald wie Geschlechtertürme, sich lichtend und verdichtend, vor ihm, sie war da...

KAPITEL 7

Als die schönste Zeit des Tages galt für Policarpo seit seiner Kindheit der Morgen. Der Morgen war vergleichbar mit dem Frühling, an welchem die Natur erstarkte, aus ihrem langen Winterschlaf erwachend. Wenn sich die frische Sonne hinter dem breit dahingestreckten Monte Subasio erhob, um ihren alltäglichen Reigen gen Westen anzutreten, wenn Apollo mit seiner gluthauchenden Quadriga am Horizont erschien, um die ewig gleiche Bahn über den Himmel zu ziehen, wenn die Gebäude im Tal, wenn rechts auf den verzweigten Hügelspitzen die Häuser Perugias kristallklar im ersten Lichte des neuen Tages erstrahlten, dann trat Policarpo hinaus, ins Freie, in die Natur, berauscht sog er die blumige Morgenluft ein, und wenn er dort draußen inmitten Gottes großartiger Schöpfung stand, dann nannte er dies vollkommene, überirdische Glückseligkeit.

Frühmorgens beim holden Gesang der Vögel durch die Weinberge und Obstplantagen seines großen Besitzes zu streifen, besonders im Vorfrühling, wenn noch der Reif wie Gaze die Blätter der Pflanzen und Bäume überzog, und die Tautropfen gleich Milliarden von Diamanten im Sonnenschein funkelten, das hieß Policarpo Leben, das war ihm das Paradies auf Erden. Beflügelt durch die grazile Anmut der knospenden Natur, beliebte er, mit frischer Stimme auf seinen Wanderungen lauthals jene Verse zu rezitieren:

Respicio: nubes erant sub pedibus; iamque michi minus incredibiles facti sunt Athos et Olympus, dum quod de illis audieram et legeram, in minoris fame monte conspicio.

Wenn er auf der kleinen Anhöhe über seinem Landgut angekommen war, dann spähte er gleich Petrarca vom Mont Ventoux hinab in die Vall'Umbra, die fröstelnde Schönheit, noch umhüllt vom Dunstmantel der Nacht. Sein Blick wanderte vom nahen Perugia mit seinen von schlanken Türmen überragten, rotbraunen Häusern über die Hügel hinter Bettona, über die Ebene mit seinen Baumgruppen, welche aus dem Nebelmeer hervorstachen, bis nach Assisi, das ihm vom Fuße des Subasio aus zuwinkte. Und wenn Policarpo dann durch die Obstbaumpflanzungen zu seinem trauten Heim zurückkehrte, dann wusste er, dass dies Leben eines der schönsten war.

Heute war das aber nicht so.

Policarpo spürte einen dumpfen, pochenden Schmerz, so als ob das gesamte Gewicht der Uffizien auf seinem Haupt zu lasten schien. Ihn umgab eine Leere, eine beklemmende Öde und Finsternis. Träge schwebte er dahin. Er konnte nicht denken. Seine Augenlider

versagten ihm jeden Dienst. Oder konnte er seine Augen zwar öffnen, nur sah er nichts mehr? Das Nichts hatte von ihm Besitz ergriffen. Es gab kein Vorher, kein Nachher. Gefangen im zeitlosen Universum, außerhalb der Grenzen des Seins, dort, in ungeordneten Gefilden.

War er gestorben?

Aber wo war der lange dunkle Tunnel geblieben? Der mit dem Licht am Ende? Oder hatte sich Bosch getäuscht...?

Und dann der seltsame Traum. Oder war es gar kein Traum?

Da sah Policarpo doch einen Tunnel. Ihm wurde der Schlüssel zu dem Tunnel gegeben. Und er öffnete den Tunnel. Da stieg Nebel aus dem Tunnel auf, wie aus einem großen Ofen, und Sonne und Luft wurden verfinstert durch den Nebel aus dem Tunnel.

Danach sah Policarpo: Eine Tür war geöffnet im Nebel; und über der Tür wölbte sich ein Regenbogen, der wie ein Smaragd aussah.

Und Policarpo sah: Eine gewaltige Frau kam aus dem Nebel herab; sie war von einer Wolke umhüllt, und der Regenbogen stand über ihrem Haupt.

Die Frau war in Purpur und Scharlach gekleidet und mit Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt.

Ihr Gesicht leuchtete wie die machtvoll strahlende Sonne; ihre Haare glänzten wie Golderz, das im Schmelzofen glüht, und ihre Beine waren wie Feuersäulen.

Da fragte Policarpo eine Stimme, die wie eine Posaune klang: Wer ist diese, die rote Gewänder trägt, und woher ist sie gekommen?

Policarpo erwiderte ihr: Das musst du wissen. Und sie sagte zu ihm: Es ist die, die aus der großen Fiorentina kommt.

Und Policarpo wusste, dass es die Vespucci war.

Dann wurde Policarpo ein Messband gegeben, das aussah wie ein Seil, und ihm wurde gesagt: Geh, miss die Brust der Vespucci und ihre Taille! Die Hüfte, die unterhalb der Taille liegt, lass aus, und miss sie nicht; denn sie ist dir allein überlassen. Du wirst ihre Hüfte besitzen, zwölfhundertsechzig Jahre lang.

Da entbrannte im Nebel ein Kampf: Simonetta und ihre Brüste erhoben sich, um mit dem Gewand zu kämpfen. Das Gewand und seine Riemen kämpften, aber es konnte sich nicht halten, und es verlor seinen Platz an ihrem Körper.

Die Vespucci und ihre Brüste aber sagten: Komm! Wer hört, der rufe: Komm! Wer durstig ist nach mir, der komme. Wer will, empfangen umsonst die Lust des Lebens.

Policarpo, der dies bezeugte, sprach: Ja, ich komme bald. Komm, meine Simonetta!

Er wird beim Anblick der Vespucci staunen; denn sie war einmal und ist jetzt nicht, wird aber wieder da sein.

Absonderlich...

Da – mit einem Mal wurde Policarpo jäh geschüttelt, sein Kopf schlug auf die steinharte Matratze, ein höllischer Schmerz durchfuhr ihn von der obersten Haarspitze bis in den vordersten Fußzeh. Sieben Engel und sieben Schalen des Zorns. Policarpo riss die Augen auf – oh Wunder! – sein Augenlicht war noch nicht erloschen. Oder doch? Er sah und sah wieder nicht. Jedenfalls sah er: Über seine Netzhaut blies ein düsterer Qualm, von wuchernden, weißlichen Schlingpflanzen durchzogen. Doch langsam, unendlich langsam lichtete sich auch diese Trübung. – Aha, das Bettlaken. Policarpo lugte über den Rand der Decke und blinzelte in Richtung Morgensonne, welche gewöhnlich durch das Ostfenster schien. Aber da war keine Morgensonne. Er rollte ein paar Mal mit den Augen. Die Dinge nahmen allmählich Gestalt an. Er sah: Vor dem Ostfenster ragte ein die Sonne verdrängen-

der, schwarzer Koloss mit böse flimmernden Augen und vor Streitsucht entstellter Fratzenmaske empor. Ein Koloss? Etwa jener von Rhodos? Oder war es ein Drache, groß und feuerrot, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und mit sieben Diademen auf seinen Köpfen? Aber warum kamen Policarpo dessen Gesichtszüge so vertraut vor?

Oh nein!

Oh nein... – Immacolata.

Dann lieber den Drachen.

* * * * *

Policarpo hätte sich besser nicht zum Frühstück überreden lassen sollen. Auch die eine Tasse Kaffee war des Guten zuviel. Viel zuviel. Er hatte noch nicht den letzten Schluck seine Kehle hinuntersickern lassen, da gluckerte auch schon Charybdis durch seinen Leib. Mindestens eine Viertelstunde lang stand er würgend am Waschbecken und rang mit seinem widerspenstigen Magen. Und das nun schon zum zweiten Mal an diesem Morgen. Sollte dies etwa die Strafe Gottes sein? Vergeltungsmaßnahme dafür, dass er am gestrigen Abend Schmuddelhaftes ersponnen und sich einen sündigen Lebenswandel geschworen hatte? Aber wozu Klagen über den Magen: Nicht auszuhalten, diese Kopfschmerzen! Policarpo musterte sich überfahren und gerädert im Spiegel. Wenn er genau hinsah, konnte er die kleinen Teufelchen sehen, die um seinen Kopf schwirrten und ihm abwechselnd mit einem Hammer aufs Hirn schlugen.

Als Policarpo sich endlich vom Waschbecken abnabelte und auf den Flur hinaustreten wollte, raste ein neuer, noch höllischerer Schmerz von seinem Kopf über die Wirbelsäule bis in die Oberschenkel hinab. Ihm wurde schwarz vor Augen, er taumelte und hätte um ein Haar den Tizian von der Wand gerissen. Genug des Elends. Policarpo hatte es nun satt. Er marschierte geradewegs – wenn man sein unkoordiniertes Gewatschel so nennen wollte – ins Schlafzimmer und brach zunächst auf dem Bett seiner Frau zusammen, um dem Satansgehacke Einhalt zu gebieten. Das schwere Dröhnen unter seiner Schädeldecke verebte mitnichten. Er sandte das tausendste Stoßgebet zum Himmel:

Dio, Gesù, Spirito Santo, Santissima Simonetta!

Keiner erhörte sein flehentliches Rufen. Hatten sie ihn nun alle verlassen? Und die Höllenfolter schwoll an. Noch schärfer, noch kreuzesbewehrter als zuvor. Sieben Schwerter steckten in seinem Haupte. Sieben tiefe, sieben bohrend qualvolle Stiche.

Er überflog das Sammelsurium von Medikamenten auf Immacolatas Nachttisch: Hämorrhoidensalben, Warzencremes, Herztabletten, Herztropfen, Notfallpillen gegen Inkontinenz, eine Spezialpackung Klosterfrau Melisengeist (das armselige Präsent dieses kleisterig-schmarotzigen, deutschen Händlers, der ihr den Hof zu machen wagte). Policarpo ritt auf sehr bald ausgelaugter Schindmähre über den spröden Grad an der Grenze des nervlichen Zusammenbruchs: für jedes Gebrechen das zweckmäßige Pharmakon, nur kein Aspirin! Wo verwahrte Immacolata ihr Aspirin? Wo? Himmel, wo nur? Oh, dieses Leiden! In blindem Wahn stemmte er die Nachttischschublade auf. Rheumakapseln, Pastillen für Harnwegserkrankungen...

„Falls du hier Kopfschmerztabletten suchst, so suchst du vergeblich“, bemerkte Immacolata spitz.

Policarpo erschrak. Sie war unbemerkt hinter ihm ins Zimmer getreten.

„Das würde dir so passen! So bleich und abgezehrt wie du aussiehst, hast du dich gestern Nacht womöglich beinahe zu Tode getrunken, und jetzt versuchst du, dem nur allzu gerechten Kreuzesweg mit Medikamenten zu entfliehen.“

Diesen Ton konnte Policarpo gar nicht leiden. „Aber, aber, mein apostolisches Pfingstflämmchen...“ stotterte er mit heißerer, fast versagender Stimme. So hatte er sie früher in den ersten Jahren nach der Heirat immer gerufen. Sie *musste* irgendwo Aspirin verwahren.

„*Non c'è niente!* Es hat sich ausgepfingstflammt! Kopfschmerzen müssen ertragen werden, so schwer sie auch sein mögen“, fügte Immacolata noch eine Nuance bissiger hinzu. Dann knallte sie die Tür zu und ließ ihren angetrauten Gemahl in seinem Martyrium alleine. Früher taugte das ‘Pfingstflämmchen’ als hundertprozentiges Elixier, Immacolata vor dem dräuenden Ausbruch aufkeimender Dissensen lammfromm zu stimmen. Kommt Zeit, kommt Leid. Schon beim Aufwachen, als Policarpo guten Gewissens dieselbe Beschwörungsformel angewandt hatte, wäre sie ihm glatt ins Gesicht gesprungen.

Kaum aus der Leere seiner wirren Traumbilder in die Wirklichkeit zurückgekehrt, giftete Immacolata bereits mit über der Brust verschränkten Armen und tobsüchtigem Gesicht am Fußende seines Bettes. Sie war es auch, die ihn so unsanft wachgerüttelt hatte. Trotz ärgster Schmerzen versuchte Policarpo fieberhaft, seine durcheinandergedurzelten Gehirnzellen wieder zu sortieren: Was hatte er vorige Nacht getan? Nach dem ‘Peruzzi 1995’ – oder war es ‘1985’? – und den Schnäpsen und dem Geilheitsschwur ein Filmriss. Sehr fatal. Sein Erinnerungsvermögen versagte gänzlich. Immacolatas ominösem Augendruck zufolge dürfte er sich aber noch erheblich übleren Exzessen zu verantworten haben. Wie war er überhaupt in sein Bett geraten? Hatte ihn Immacolata etwa nach ihrer Rückkehr aus Norcia besinnungslos in der Bibliothek vorgefunden?

Mit substanzhaltigem Hundeblick (dessen wehleidige Komponente nach Policarpus Dafürhalten auch den blutigsten Dionysios milde gestimmt hätte) guckte er zu seiner Frau auf, die auf den Bettvorleger getreten war und erzürnt und grimmig auf ihn herabfunkelte.

„Dein Schlafanzug ist dir wohl nicht mehr gut genug? Du ziehst es vor, in deinen teuren Kleidern zu ruhen?“ keifte sie. „Das Hemd allein hat neunzigtausend Lire gekostet! Und jetzt – sieh es dir nur an – völlig zerknittert!“

Ein Hemd? Was für ein Hemd? Policarpo schaute an sich hinunter. – In der Tat, er trug nicht den bis dicht unter das Kinn schließenden, safrangelben Schlafanzug, sondern das dezent himmelblaue Ferré-Hemd vom Tag zuvor.

„Und gestern! Was hast du gestern Nacht gemacht, *essere ignobile!* Ja nimmst du denn gar keine Rücksicht mehr auf deine schwächliche und kränkliche Gattin?“

Die Wolken zogen sich immer düsterer und bedrohlicher über Policarpus Bettstatt zusammen. Was hatte er wohl in dieser katastrophalen Nacht Unverzeihliches verbrochen?

„Dabei hatte ich so auf dich gezählt!“

Die ersten Blitze zuckten.

„Du solltest mir von Sandro berichten, und was treibst du, als ich heimkehre, du Unhold?“

Zu den auf Policarpus verstrubbeltem Seitenscheitel lastenden Uffizien gesellten sich jetzt auch noch die Zigtausende von Tonnen des Petersdoms: Wenn er sich vor ihren Augen entkleidet hatte...?

„Du rüdiger Barbar, du! Mit deinen guten Kleidern liegst du im Bette und schnarchst! Ich habe versucht, dich zum Rechten zu weisen, ich habe dich gerüttelt, dich geschüttelt – nichts!“

Kuppel, Vierung, Chor, Lang-, Seiten-, Querschiffe und Vorhalle bröckelten von Policarpus Haupt. Er schwebte schon fast wieder im Himmel. Nur mit halbem Ohr hörte er noch die Strafpredigt seiner Ehefrau.

Aber seine rechte Hand hatte etwas ertastet. Unter der Bettdecke. Ojemine! Er lüftete heimlich das Laken und linste mit einem Auge darunter. Nichts anderes als seine hundertprozentige Männlichkeit prangte ihm entgegen.

Wie elektrisiert ließ er die Decke wieder sinken. Außerdem wurde es ihm in diesem Moment speiübel. Und in der Bibliothek stand auch noch die leere Weinflasche und die Kokoskaraffe und die Pfirsichkaraffe und die Waldmeisterkaraffe. Letzten Endes roch Immacolata Lunte und stellte auf eigene Faust Nachforschungen an.

„Immacolata, ich... mir... mir wird soeben unbeschreiblich flau...“

In seinem Bauch rumorte und gärte es, die Speiseröhre hatte ihm den Krieg erklärt.

„So siehst du aus, dich in Krankheiten zu flüchten, um der gerechten Strafe zu entgehen! Aber nicht mit mir! Du wirst mir auf der Stelle erläutern, was du gestern Abend vollführt hast!“

Gottlob deponierte Immacolata unter ihrem Bett einen ausgedienten Spülbottich für etwaige Notfälle.

„Die Schüssel? Soweit wären wir schon, dass ich dir auch noch bei deinen Lügnerien zur Seite stünde! Wenn dir so elend zumute ist, wie du vorschützt, dann verschwinde gefälligst ins Bad!“

„Ich kann nicht aufstehen.“

„*Non puoi alzarti?* Weshalb!? Das werden wir ja sehen, ob du nicht aufstehen kannst, du Heuchler!“

Immacolata rupfte grob an der Bettdecke. Voller Geistesgegenwart konnte Policarpo das Stricktuch noch in letzter Sekunde festhalten. Hätte sie das Laken ganz erwischt...

„Du wagst es, Unseliger?“

„Ischias, du weißt doch, er plagt mich so sehr.“

Gleich war es zu spät.

„Bitte, Immacolata! Die Schüssel! Die Schüssel!“

„Untersteh dich! Die Schüssel bekommst du nicht! Und Tatijana hat erst gestern die Betten neu bezogen!“

„Imma-co-la...ta, i-ich, ich mu.....“

KAPITEL 8

Policarpo wartete im Arbeitszimmer des Priesters. Die betagte Haushälterin mit dem Blick ins Kornfeld hatte ihm geöffnet und ihn angewiesen, sich noch einige Minuten zu gedulden, Don Placido nehme gerade den Senioren im Altenheim die Beichte ab. Policarpo ließ sich auf einer hölzernen Bank neben der Tür nieder und sah sich in dem altgewohnten Zimmer um. Ein großer, lichter, jedoch karg ausgestatteter Raum, welcher ganz von einem mächtigen Schreibtisch der Jahrhundertwende beherrscht wurde. Dessen Tischplatte übersät mit unzähligen materiellen Bezeugungen des katholischen Glaubens: in Ebenholz gerahmte Heiligenbildchen, San Francesco, Santa Chiara, San Cristoforo, San Antonio, San Lorenzo, ein Weihwasserfläschchen in Gestalt der Lourdes-Madonna aus weißem und blauem Kunststoff, eine bemalte Terracotta-Gruppe der heiligen Familie, diverse Jesus-Medaillen. Über dem Schreibtisch an der Wand eine billige Plastik-Imitation des Kreuzes

von San Damiano, darunter eine Schwarz-Weiß-Fotografie des Papstes im Festtagsornat. Einzig der schwarze Ledersessel hinter dem Schreibtisch wollte sich nicht ganz in das klösterlich-enthaltssame Ambiente einfügen.

Äußerst peinlich, diese Schlafzimmerszene. Eine Lastwagenladung. Hätte eh nicht in die Schüssel gepasst. Nicht mal in das Fass der Danaiden. Nachdem Immacolata mit markerschütterndem Gezeter das Weite gesucht hatte, schaffte es Policarpo rechtzeitig zur zweiten Attacke ins Bad; allerdings wäre er von den schrillenden Kopfschmerzen beinahe plattgewalzt worden. Unfähig, in Immacolatas Gegenwart einen Arzt zu rufen oder das Schlafzimmer nach einer verborgenen Schachtel Aspirin auf den Kopf zu stellen, gewährte er den diabolischen Folterknechten seines Hirnkastens weiteren Aufschub und schleppte sich trotz bohrender Wunden noch geraume Zeit im Haus herum.

Per Telefon verständigte er seinen Stellvertreter im Büro, dass er heute außerstande sei, auch nur einem einzigen Termin Folge zu leisten. Dabei raubte ihm seine Krankheit einen wertvollen Arbeitstag; bis zum wohlverdienten Wochenende stünden noch mehrere Visiten auf den Obstplantagen in der Umgebung aus, welche jedoch nach dem derzeitigen Stand seines körperlichen Wohls zwangsläufig auf Montag verschoben werden mussten. Indes, die brutalen Hiebe in seinem Giebel nahmen eher zu als ab. Desgleichen die Magenkrämpfe, obwohl er zu deren Linderung während Immacolatas morgendlichem, halbstündigen Stuhlgang ein Gegenmittel in ihrem asklepischen Wunderschrein ausfindig gemacht hatte.

Wieso eigentlich versagte er schon nach den paar Brantweingläschen? Sokrates zum Beispiel konnte andere unter den Tisch trinken und dabei gleichzeitig denken. Und er philosophierte selbst dann noch, wenn alle anderen Teilnehmer des Symposiums bereits umgeknickt oder nach Hause gegangen waren.

Egal: Je näher Policarpo der Exkommunikation entgegenstieg, desto zackiger steigerte sich auch sein Grausen vor dem Allmächtigen. Immer deutlicher reifte in ihm die Überzeugung, dass dies sein schmachliches Dahinsiechen einzig und allein Zornesmal des Höchsten für seine unflätigen Worte vom Vorabend sein musste. Der Herr ließ ihn Kokosschnaps wie Tafelwein zechen. Heute war es nur ein gutgemeinter Warnruf; aber Gott gab ihm deutlich zu verstehen, dass er auch anders konnte.

„*Lodato sia Gesù Cristo!*“ Don Placido Rosso, ein liebenswerter Greis mit respektablem Schmerbauch und fröhlich zerzaustem Haarkranz, trat segnend ins Zimmer. In den tiefen Linien seines Gesichts zeichneten sich die fünfzig Jahre ab, in welchen er großen und kleinen Sündern, Männern wie Frauen, Rechtschaffenen und Verdammten, getreulich sein Ohr geschenkt hatte.

Zerstreut gurgelte Policarpo ein unverständliches „*Per l'eternità, amen*“. Don Placido entbot ihm seinen Gruß und schenkte ihm einem weitherzigen Blick. Aus seinen Augen, welche durch die dicke, braune Hornbrille noch größer erschienen, strahlte unverkennbar wahre seelische Größe.

Policarpos herzliche Freundschaft zu dem um gut zehn Jahre älteren Priester währte schon seit Urzeiten; der sanftmütige Geistliche befasste sich mit dem ehrenvollen Amt der privaten Seelsorge im Hause Peruzzi. Nach dem unglücklichen Tod von Policarpos Bruder Giusto, welcher ja traditionsgemäß als zweiter Sohn der Familie in den Dienst der Kirche treten sollte, musste man sich nolens volens nach einem anderen, möglichst ebenbürtigen Himmelsadvokaten umschauen, und die schwierige Wahl fiel einhellig auf den schon damals in Perugia für seinen Großmut bekannten, jungen Pfarrer der Kirche Santa Chiara.

Policarpo war immer ein dankbarer Christ gewesen; für den unermüdlichen Eifer Don Placidos hatte er sich nicht selten mit beachtlichen Geldspenden erkenntlich gezeigt. Hier ein paar Millionen für die Renovierung der spätgotischen San-Francesco-Kapelle, dort ein Beitrag zur Anschaffung neuer Birnen für die elektrischen Kerzen vor dem Santa-Chiara-Altar. Unlängst hatte Policarpo bei einer Spendenaktion zugunsten der Giotto-Fresken in San Francesco mit einem größeren Geldbetrag von sich sprechen gemacht.

„*Figlio mio*, welch freudenreicher oder gramerfüllter Beweggrund führt dich zu mir?“

Policarpo erklärte, sein Herz werde erdrückt, ja zermalmt von einer unsäglichen Felsenlast, verschüttet läge er unter dem Geröll des Verderbens begraben und harrete dem hinter der schwarzen Klagemauer zaudernden Sonnenstrahl der Erlösung. (Er liebte es, durch sinnige Metaphern die Dramatik eines Augenblicks bewusst zu steigern.)

„So sprich denn dein Gewissen frei, mein Sohn.“ Der Priester lehnte sich entspannt in seinem teuren Ledersessel zurück und faltete die Hände über dem Ranzen. Die blankgeschauerte, schwarze Soutane spannte im Brustbereich, wo das goldene Kreuz von seinen Atembewegungen auf- und abwippte.

Policarpo zögerte. Sollte er wirklich alles beichten? Wenn er Don Placido sein Seelenjoch vor Augen stellte – was würde dieser dann von ihm und seiner Familie denken?

„*Figlio mio*, lasse deinem Kummer freien Lauf“, ermunterte ihn der Priester.

Policarpo grub sein Herz also unter dem Schutt der Verzweiflung hervor und entkrampfte seine Zunge: „Verehrter Don Placido, ganz im Vertrauen, ich habe Probleme mit meinem Sohn.“

Policarpo schilderte in allen düsteren Farben das Leid, mit welchem ihn sein ältester Sohn Sandro auf den Pfahl der Pein spießte, als er vorigen Morgen aus England heimkehrte und seinen gütigen, hingebungsvollen Eltern ganz unverblümt und brutal sein wahres Ich vor die Füße warf: Alle löblichen Charakterzüge, derer wegen man immer bewundernde Worte auf der Gemeindeversammlung oder in der katholischen Liga Umbriens für ihn geerntet hatte, entpuppten sich als raffinierte Fassade eines durch und durch perversen Geistes: Er vermochte Liebhaberinnen wie die Perlen eines Rosenkranzes aufzuzählen, und mit seiner neuesten Babylonia teile er schon seit einem geschlagenen halben Jahr das Ehebett! Aber nicht nur das. Er lasse seine Arbeit für die Universität verkommen, er spreche so unbefangen über Unkeusches wie ein Pfarrer über die unbefleckte Empfängnis und bediene sich Ausdrücken, derer unsereins schon zehn Wallfahrten nach Rom unternehmen hätte.

An die Viertelstunde dauerte sein erschütterndes Lamento. Don Placido hatte nicht einmal mit dem Augenlid gezittert.

„Aber was sind die Taten des Fleisches gegen seine Denunziationen unseres Herrn!“ Policarpo war dort angekommen, wo er ankommen wollte: „Don Placido, stellen sie sich nur vor, Sandro hat gestern Nacht getrunken und in berauschem Zustande über Gott gelästert!“

Die Worte verhallten im Raum. Policarpo wartete gespannt auf die Reaktion des Priesters. Nichts. Gar nichts. Don Placido hob lediglich die rechte Braue und blinzelte ihn an.

„Heute morgen klagt er über unermessliche Kopfschmerzen. – Ich habe den Verdacht,“ – Policarpo beugte sich vor und wisperte ausdrucksvoll – „Gott rächt sich dadurch an seinem sündigen Gebaren.“

Er kuschte tiefsinnig. „Don Placido, lassen sie mich wissen, ob seine Marter in der Tat Strafe Gottes ist und – falls sich meine Vermutungen bewahrheiten – zu welcher energischen Maßnahmen ich als sein Vater gehalten bin.“

Er winselte den Priester fragend an. Don Placido war schlimmer als ein Grab: Er setzte sich umständlich in seinem Stuhl auf, sog hörbar die Luft ein, atmete wieder aus, kratzte sich am Kopf, beugte sich nach vorne und griff nach der Nachbildung eines Fingernagels des heiligen Petrus.

Die Spannungselemente konnte er sich wirklich sparen.

„Mein Sohn“, hörte ihn Policarpo endlich aus weiter Ferne sprechen, „sei unbesorgt, wir alle sind Sünder, der eine mehr, der andere weniger.“

Estremamente informativo.

„Auch wenn dein Sohn vom richtigsten aller Wege abgekommen, auch wenn er Anstößiges tut in Gedanken, Worten und Werken, in seinem tiefsten Inneren ist und bleibt er Sohn Gottes, wie weit er auch die Lasterklamm hinabsteigen würde. Denn wisse, vor Gott sind alle Menschen gleich, und Jesus hat sich ja gerade mit den Sündern so eng verbunden gefühlt.“ Don Placido lächelte Policarpo aufmunternd zu und spielte mit dem Schraubverschluss der Lourdes-Madonna. „Und besonders der Glaube, Gott räche sich mit körperlichen Gebrechen an den sündhaften Schäfchen seiner geliebten Herde, oh ja – dieser Glaube ist reiner Irrglaube.“

Hinter dem Geistlichen sah Policarpo die Dreifaltigkeit aufsteigen. Keine Vergeltung Gottes, kein Straftrieb aus dem Jenseits, keine schmäbliche Sündengruft.

„Es bleibt zu erwähnen, dass dein Sohn Sandro – meines Wissens hat er die Fünfundzwanzig schon längst überschritten, nicht wahr? – in ein Alter gekommen ist, wo du ihm als liebender Vater Freiheit in der Wahl seiner künftigen Braut zugestehen musst.“

Mit einem Knacks war der Schraubverschluss der Lourdes-Madonna abgebrochen. Don Placido stellte sie an ihren Platz zurück und schnappte sich eine Gipsbüste Johannes' XXIII.

„Wir leben ja nicht mehr im Mittelalter, *figlio mio*. Moderne Zeiten sind angebrochen, wir stehen an der Schwelle zu einem neuen Jahrtausend, und die Bräuche des Erdenvolkes – in erster Linie die hedonistischen – sind einem immensen, ja grenzenlosen Wandel unterworfen.“

Policarpo hatte es plötzlich furchtbar eilig. Die weltlichen Termine – der Golgatha des Geschäftslebens. Er stimmte noch im Arbeitszimmer großartige Dankespsalmen an und setzte den Priester beim Hinausgehen drei Dutzend Mal in Kenntnis, wie sehr er nun beruhigt sei, seinen Sohn dereinst nicht in der Hölle schmoren zu sehen und zu welcher gewaltiger Erleichterung dieses instruktive Gespräch der ganzen Familie verhelfe. Um seinem angestrebten Namensattribut 'M.' gerecht zu werden, verriet er an der Haustüre mit weltmännischem Augenzwinkern, dass er seinen Dank natürlich mit einer kleinen Gabe für die Restaurierung des Perugino-Bildes bekunden würde. Der Priester nickte mit erfreuter Miene, seine mildtätigen Augen leuchteten vor Freude über die Aussicht auf einen neuen Geldsegen, der in sein armes Kirchlein fließen würde, und er segnete Policarpo noch ein zweites Mal, bevor er die Haustür endgültig hinter ihm schloss.

Wiewohl Policarpo das Feuer des Jubels schürte für diesen glimpflichen Ausgang seiner Unterredung mit dem Geistlichen – sein Abdominalbeben hatte deutlich nachgelassen, und auch das Kopfweh schien bald völlig hinweggepustet – so ließ ihn doch das unbestimmte Gefühl nicht los, dass Don Placido ihn trotz seiner im Grunde nicht einfalllosen Tarnung irgendwie durchschaut hatte; jener wusste ganz genau, dass Policarpo von sich selbst sprach. Dieses schalkhafte Schmunzeln, diese tiefen Gruben auf des Priesters von der Sonne gegerbten Wangen... Der Einfall, auch die Kopfschmerzen in seine Berichterstattung einzubauen, hätte Policarpo wohl besser unerwähnt gelassen. Sein Kopf spiegelte sich in der Frontscheibe des silbernen Mercedes: Bleiches Gesicht. Dunkel umränderte Augen. Trübe Augen. Milchige Augen. Schweißperlen auf der Stirn.

Aber strenggenommen hatte Policarpo gar keinen Grund, sich weiterhin polyphemische Tonnengewichte an die Füße zu ketten, denn von Don Placido war ihm sein Gottesheil wiedergeschenkt worden.

Don Placido...

Policarpo musste erstaunt feststellen, dass der Kleriker trotz seines Amtes im Dienste des heiligen Geistes wesentlich weltoffener und liberaler war als er mit Immacolata in den vergangenen siebenundvierzig Jahren zusammen.

KAPITEL 9

Vom Pfarrhaus fuhr Policarpo sogleich zur Apotheke an der Viale Collebaldo und kaufte sich einen Extrapack Aspirin 2000. Das Papiertaschentuchpäckchen mit aufgedrucktem Rotznasen-Petrus – ein Geschenk zum zehnjährigen Bestehen der Apotheke, welches jedem Kunden beim Hinausgehen in die Hand gedrückt wurde – warf er in die nächste Mülltonne. Im Auto schlitzte er die kleine Schachtel auf, schluckte eine der ersehnten Tabletten und fühlte sich bereits auf der Via XX Settembre pudelwohl. Das Kopfweh war nun gänzlich verschwunden, nur eine gewisse emotionale Abspannung hemmte noch seine volle Konzentrationsfähigkeit. Unterhalb der Rocca Paolina ließ er sich über sein Autotelefon die für den heutigen Tag angesetzten Termine übermitteln.

Policarpo ordnete sich in den dichten Verkehr Richtung *superstrada* nach Foligno ein. In der Ebene unterhalb Spellos unterhielt er größere Besitzungen, welchen er als seinem ersten Landkauf nach der Geschäftsübernahme 1962 immer einen besonderen Platz in seiner Erinnerung einräumte. Damals war er rastlos durch die Gegend geirrt und hatte unverdrossen nach brauchbaren Grundstücken Ausschau gehalten; in den Sechzigern mangelte es in ganz Umbrien zwar keineswegs an brachliegenden Feldern, primärer und einzig ausschlaggebender Faktor spielte jedoch der Kaufpreis, da Policarpo vor den Trümmern des von seinem Vater zugrunde gerichteten, kleinen Imperiums stand und praktisch von Null auf wieder anfangen musste.

Er konnte sich noch gut daran erinnern, als er vor nunmehr siebenunddreißig Jahren in Spello Station machte und sich in der Bar an der großen Piazza mit ein paar Einwohnern des idyllischen Städtchens unterhielt. Ein steinalter Greis legte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit nahe, hinunter in die Ebene zu fahren und am letzten Haus auf der Landstraße nach Assisi zu klopfen. Policarpo raste in die Ebene und trat fast die Tür ein. – Zu einem Spottpreis erstand er fünf Hektar besten Pfluglandes, dazu einhundertfünfzig Pfirsich-, Pflaumen-, Zwetschgen- und Granatapfelbäume. Der einzige Haken: Das Gebiet war in miserablen Zustand. Die Plantage glich dem Herkynischen Wald – die Bäume zottig und von Moos befallen, Unkraut wucherte mannshoch auf den Feldern, ja ganze Dornbüsche aalten sich zwischen Löwenzahn, Klee und Ackerwinden.

Policarpo rodete das ganze Land, düngte kräftig, sparte nicht an Insektenvernichtungsmitteln, pflanzte auf den weiten Feldern neben den Obstbäumen allerlei Beerensträucher, und schon im darauffolgenden Jahr – pünktlich zum Marktstart des ‘*Extreme Spirits*’ – konnte auch hier geerntet und Nachschub für die Schnapsbrennerei geliefert werden.

Die Produktion der ersten Ladung des ‘*Extreme Spirits*’ finanzierte Policarpo noch mit großzügigen Krediten der *Banca di Roma* und der *Banca dell’Agricoltura*. Die zu maischenden Früchte pflückte er von den Obstbäumen, welche ihm aus der früheren

Glanzzeit des väterlichen Unternehmens übrig geblieben waren, jene verstreut in den Hügeln nördlich und östlich von Perugia. Die stets in bestem Zustand gehaltenen Keltern, Gärbottiche, Kieselgurfilter, Destillierkolben und Kühler in Ponte Pattoli, keine zehn Autominuten von der *cascina* entfernt, bedurften nur einer unkomplizierten Generalüberholung. Policarpo stellte zur pflichtgetreuen Ausführung all dieser Arbeiten ein Heer brotloser, wieder einmal vom katholischen Frauenbund Perugias vermittelter Christen zusammen und startete noch im selben Jahr die erste Großernte seit 1944.

Unter Mithilfe dreier der führenden Schnapsschöpfer Italiens kreierte Policarpo den 'Extreme Spirit', welchen er aus Mangel an Obstsorten vorerst nur in drei Geschmacksrichtungen destillieren konnte. Besonderheit des Tranks war das unverwechsel- und unvergleichbare Grundaroma aus einer Unzahl verschiedenster Zutaten, dessen Gewinnung strengstens geheimgehalten wurde. Policarpo wusste von mindestens einem Duzend Laboratorien, welche hartnäckig die Zusammensetzung dieser Basiswürze zu ergründen suchten – keines kam auch nur annähernd auf ein treffendes Ergebnis.

Der ersten Auslieferung des 'Extreme Spirits' im Jahre 1964 folgten ein nicht enden wollender Geldregen und zahllose Bestellungen aus ganz Britannien. Policarpo hatte wohlweislich schon zwei Jahre im Voraus von der sprudelnden Quelle seines Paktolos Fläschchen um Fläschchen abgezapft und nur etwa ein Viertel der Gesamtproduktion nach England abgesetzt; nun konnte er in großem Stil die übrigen Posten losschlagen und gleichzeitig neuen Branntwein herstellen. Bald darauf sandte er seine Lastwagen in andere europäische Länder aus, bereichert um sechs weitere, brandneue Schnapsmarken.

Im Sommer dehnte er die Obstanbaufläche auf Grundstücke um Trevi und Hänge entlang der Straße Richtung Nocera Umbra aus. Ein Gelegenheitskauf sicherte ihm 1969 ein riesiges Areal um den Monte Città di Fallera südlich des Trasimenischen Sees. Riesige Obstbaumfelder wie diese entluden natürlich ganze Frischobstlawinen, und dafür reichte die Kapazität der drei väterlichen Fruchtpressen auch im Vierundzwanzig-Stunden-Betrieb bei weitem nicht mehr aus, geschweige denn der verfügbare Platz in den beiden alten Fabrikhallen in Foligno, worin Policarpo den Schnaps brannte und lagerte. Er entschied sich daher, mit dem ganzen Betrieb umzusiedeln, nicht zuletzt, um den doch recht weiten Anfahrtsweg von dem Monte bis nach Foligno einzusparen.

In Marsciano, einer kleinen Ortschaft fünfundzwanzig Kilometer südlich von Perugia, entdeckte Policarpo ein herrschaftliches Landgut, welches schon seit Monaten mit einer protzigen Anzeige auf der Immobilienseite der 'Vinoverità' gutsituierte Interessenten lockte. Der Eigentümer war zwar für seine Geldgier berüchtigt, aber Policarpo musste dieses Anwesen erwerben: niemals mehr fände er wohl einen besser gelegenen Firmensitz – im Tibertal an der *superstrada*, genau auf halben Wege zwischen dem Monte Città di Fallera, Foligno und Perugia. Durch geschickte Verhandlungstaktik senkte er den ursprünglichen Wucherpreis von unverschämten zwei Milliarden Lire um siebenhundert Millionen. Bis Mitte der siebziger Jahre hatte er fast den doppelten Betrag noch zusätzlich in den ehemaligen Bauernhof gesteckt und seine Schnapsfabrik um vier moderne Werk- und Lagerhallen erweitert.

Zur selben Zeit stieg er auch kräftig in den Weinbau ein, angefangen mit einem Gut in den Hügeln hinter Corciano, zu welchem sich im Lauf der Jahre noch sechzehn weitere Weinberge entlang des Trasimeno bis Passignano gesellten. Die Weinkeltern stellte er in ausgediente, frisch renovierte Lagerhallen einer liquidierten Metallbaufirma.

Zuletzt bereicherte Policarpo seinen Grundbesitz vor sieben Jahren mit einen ganzen Hügelzug, bereits in der Toscana mit Aussicht auf Montepulciano und Pienza, was zwar recht weit von Marsciano entfernt lag, aber schnell über mittlerweile gut ausgebaute Landstraßen zu erreichen war.

Solch gigantische Liegenschaften forderten selbstverständlich laufende Kontrollbesuche des Direktors, wenn alles ordnungsgemäß und reibungslos verlaufen sollte. Und genau einem solchen Kontrollbesuch steuerte Policarpo jetzt entgegen: Mit dem Standortverwalter in Foligno waren einige wichtige Formalitäten hinsichtlich zukünftiger Schnapslieferungen nach Ligurien und in die Lombardei abzuwickeln.

Policarpo passierte das ferngesteuerte, schmiedeeiserne Tor, dessen beide Flügel je ein großes ‘P’ – seine Initialen – in sich trugen. Foligno war in den letzten drei Jahrzehnten erheblich gewachsen, die Bebauungsgrenze hatte sich weit nach Norden und Westen vorgeschoben und machte erst kurz vor Policarpos Terrain Halt. Früher behauptete sich das zu den fünf Hektar gehörende Landhaus, welches nach dem Kauf renoviert und zum neuen Verwaltungsgebäude der jungen Firma umgebaut wurde, als das einzige Bauwerk weit und breit. Heute pulsierte hier das Leben; gegenüber der Einfahrt zu Policarpos Obstplantage hatte ein großer Discount-Markt seine Tore geöffnet, welcher der Fülle der Besucher nach ganz Umbrien zu versorgen schien. Policarpo hatte sich noch während der Errichtung des einförmigen Betonklotzes mit dem zuständigen Einkaufsleiter in Verbindung gesetzt, und so besaß er hier in der Getränkeabteilung wie in vielen anderen Läden Italiens das Monopol für alle Spirituosen und Weine; die Schnapskenner und Weingourmets des ganzen Landes befehdeten sich um seine Erzeugnisse.

Der Imperator des Peruzzi-Reiches stellte seine Karosse neben zwei firmeneigene Lastwägen auf den gepflasterten Platz vor dem Gutshof, setzte sein vertrautes *Io-sono-il-capo*-Lächeln auf und betrat mit gewichtigen Schritten die angenehme Kühle des klimatisierten Büros. Mit nostalgischer Stimmung steuerte Policarpo auf das Allerheiligste, den Arbeitsraum des Verwalters zu; bis Mitte 1966 war dies sein erstes Dienstzimmer gewesen.

Signor Donopolis, ein Grieche, blickte auf, als Policarpo schwungvoll die Tür öffnete. Aus der Ferne könnte man diesen athletischen Lockenschopf glatt mit Praxiteles’ Hermes verwechseln. Signor Donopolis war gleichermaßen ein Mann des Kommerzialisismus wie des Humanismus. Ein Mensch aus dem Lande Platons und Aristoteles’. Ein Kinde Böotiens, mit Wiegenliedern aus Odyssee und Ilias zum Erdensohn herangewachsen. Vor siebzehn Jahren gelangte er über eine Empfehlung von Policarpos damaligem Stellvertreter als folkloristischer Vertriebsbetreuer für den neuen, spritzigen ‘*Vinello Greco*’ in den engeren Fachkreis der Peruzzi-Angestellten. Policarpo erfasste bald dessen erkleckliches Kaufmannstalent, und nach einem Probejahr als Adjutant des kurz vor der Pensionierung stehenden Administrators in Foligno erhob er ihn selbst in jenes richtungsweisende Amt.

Signor Donopolis hieß ihn mit huldigenden Worten Willkommen und drückte ihm umgehend die schon bereitgelegte Mappe mit der Handelsbilanz des letzten Quartals in die Hand. Policarpo lächelte selig. Pflichtbewusste, Ordnung haltende Mitarbeiter, auf die man sich jederzeit verlassen konnte. Ein korrekter Mensch, dieser Donopolis. Policarpo beäugte den Schreibtisch. Der große, cremefarbene Computerbildschirm, exakt im Fünfundvierzig-Grad-Winkel zur Tischkante ausgerichtet. Neben der dunkelgrünen Schreibunterlage fein säuberlich aufgereiht edle Designer-Kugelschreiber, Füller und Bleistifte, rechts auf dem Beistelltisch ein Aktenständer, in welchem kein Dokument auch nur einen Millimeter aus den anderen herausragte. Daneben...

Aber...

Das... nein, das konnte doch nicht möglich sein! Nicht Signor Donopolis! Policarpo sah genauer hin – doch, kein Zweifel!

Auf dem Beistelltisch – die Pornozeitschrift! Simonettas Pornozeitschrift! Die Pornozeitschrift mit ihrem neuesten Artikel!

Policarpos Herz setzte einen Schlag aus. Signor Donopolis, der aus einem Schrank neben der Tür zwei weitere Mappen mit Berichten und Unterlagen über die Exportabwicklung der letzten vier Monate herbeigeht hatte, trat hinter seinen Tisch und breitete die Akten auf die Schreibunterlage. Dass die Blätter parallel zur Tischkante lagen, bemerkte Policarpo schon gar nicht mehr.

Was um Himmels Willen, wenn der fragte, ob die Autorin, diese Simonetta Peruzzi, seine Tochter wäre?

Als Policarpo später wieder im Auto saß, war er fest davon überzeugt, dass man den Teufel heraufbeschwören konnte.

Signor Donopolis hatte Policarpos geistige Abwesenheit bemerkt und war der Richtung seines Blickes gefolgt.

„Ach so“, sagte er grinsend, „jetzt weiß ich, welchem Objekt sie ihre geschätzte Aufmerksamkeit zuwenden.“

Er beugte sich nach rechts, grapschte nach der Zeitschrift und ließ sie lässig auf den Schreibtisch fallen (diesmal ohne Berücksichtigung der geometrischen Regeln).

„Haben sie die Illustrierte auch abonniert? Ein Wahnsinnsblatt! Diese Reportagen – Junge, Junge!“ Signor Donopolis blätterte mit flinken Fingern die Hochglanzseiten um.

Policarpo wurde von Strumpfbändern erwürgt.

„Trifft sich ja außerordentlich gut, dass sie gerade hier sind, Signor Peruzzi, denn ich wollte sie schon immer mal etwas fragen.“

Signor Donopolis hatte die Titelseite *ihrer* Artikels aufgeschlagen und drehte die Zeitschrift um hundertachtzig Grad, so dass Policarpo den Text lesen konnte. Eine entkleidete, süditalienische Schönheit sprang ihn aus einem Panoramafoto an. Er wandte sich ab. Sein Kopfweh setzte wieder ein.

„Sagen sie, Signor Peruzzi“, der Verwalter deutete mit dem Zeigefinger auf den Schriftzug unter dem Titel, „die Autorin hier – ist das *ihre* Tochter? Ich glaube zu wissen, dass ihre ältere Tochter Simonetta heißt, bin mir aber ehrlich gesagt nicht ganz sicher.“

Für Policarpo war dies der schwärzeste Augenblick seines Lebens. „Wissen sie... ich... äh...“ Er stotterte. Spinnweben in den Pupillen.

„Also ihre Tochter ist ein Genie!“ Signor Donopolis zerrte ungehemmt an seinem Hosenbein. „Der Text könnte nicht lebendiger und flüssiger geschrieben sein – glauben sie, als ich das gelesen habe – und erst die Bilder!“ Er pfiß durch die Zähne. „Das macht so schnell keiner nach. Solche Perspektiven!“ Der Verwalter formte mit seinen Händen in der Luft zwei typische konvexe Körperteile des weiblichen Geschlechts. Übergröße. Und drei Sabbertropfen in den Jackenaufschlag.

Konnte ein Mensch noch tiefer sinken als er, Policarpo?

„Exzellent, wirklich! Prickelnde Erotik vom Allerfeinsten. Ich bin da Mann vom Fach, und das nicht erst seit der Peep-Gala gestern Abend im Siebten“, fügte Signor Donopolis mit kennerischem Triefauge hinzu. „Phantastisch.“ Er klappte das Heftchen zu und klopfte mit dem Zeigefinger auf Simonettas Namen unter dem rot hervorgehobenen Titelthema. „Ich kann nur hoffen, in nächster Zeit noch mehr von den schriftstellerischen Ergüssen und dem fotografischen Talent ihrer Tochter vor Augen zu bekommen. Ja, und falls sie ihr noch einen heißen Tipp geben wollen – danach gieren solche alternden Lustlinge wie wir doch alle: Die rassigen Käfer aus Sizilien sind die schärfsten, nicht wahr?“

KAPITEL 10

Policarpo war am Boden zerstört. Schmierigste Hefte von der primitivsten und schändlichsten Kategorie! Abonniert! ‘Mann vom Fach’ sei er! Wahrscheinlich war ‘*Porno Oggi*’ nicht das einzige Lustmagazin, welches er sich monatlich oder sogar wöchentlich per Post in diskreten Briefumschlägen zukommen ließ, und das wohl schon seit Ewigkeiten! Was die werte Gattin wohl dazu sagte? Vermutlich wusste sie gar nichts von den maroden Allüren ihres Ehegemahls!

Der geknickte Peruzzi-Schnaps-König saß wieder im Auto und lenkte am Discount-Markt vorbei Richtung Spello. Eine rüdische Katze fluppte vor dem Mercedes über die Straße. Policarpo gab kräftig Gas. Leider verfehlte er sie.

Um einem zeitraubenden, von großangelegten Bauarbeiten verursachten Stau auf der *superstrada* zu entgehen, zog er für die Rückfahrt nach Perugia den Weg über die Landstraße vor.

Signor Pornopolis schien im Büro von Policarpos Erschütterung gar nichts mitbekommen zu haben. Geschäftstüchtig wie immer las er zuerst den Bericht über die wirtschaftliche Situation des letzten Quartals vor und wandte sich dann der Verkaufsstrategie für Norditalien zu. Policarpo artikulierte mit belegter Stimme nur selten seinen Standpunkt zu den Entwürfen des Verwalters; seine Motivation war nach dieser Geschäftsitzung wieder deutlich gesunken. Um zwei Uhr sollte er der traditionellen Segnung einer neuen Weinpresse in seinem *vigneto* oberhalb Torricellas beiwohnen, aber nach solchen Verkündigungen konnte Policarpo auf jedwede Feierlichkeit verzichten.

In Spello grüßte von rechts die graziöse Silhouette des unversehrten, mittelalterlichen Städtchens, dessen rosafarbener Kalkstein im Sonnenlicht leuchtete und ihm glanzvollere Tage in Erinnerung rief. Auf der anderen Straßenseite stand jemand und wedelte kräftig mit den Armen. Auf dem Kopf jener Person ragte ein schwarz-rot-gestreifter Leuchtturm in die Höhe und blinkte in der Sonne.

Simonetta.

Policarpo flehte die heilige Vespucci im Himmel an, fuhr auf den Gehsteig und wartete, bis sie über die Straße gesprungen kam. Auf ihre Gegenwart könnte er jetzt eigentlich getrost verzichten.

Simonetta grinste ihn durch die Frontscheibe neckisch an, öffnete die Tür und ließ sich auf den Beifahrersitz plumpsen. „*Oh hey, hey oh!*“ grunzte sie.

Immer diese Anglizismen. Warum konnte sie nicht einfach ‘*Ciao!*’ oder ‘*Salve!*’ sagen?

„Einmal ‘*Syracuse*’, immer ‘*Syracuse*’. War gerade dort. Potzwix, schlimmer als die Schrubbeufelhölle.“

Policarpos Stimmung stieg von Minute zu Minute. Nahm denn das gar kein Ende mehr, würde ihn dieses ‘*Syracuse*’ bis in seinen Tod hinein verfolgen? Oder war die gesamte Menschheit dazu abgerichtet, ihn zu schikanieren?

„Ich hab’ mich mal umgehört, wie mein Artikel so allgemein aufgenommen worden ist. *Mamma mia!* Der Mega-Hit! Die waren alle komplett aus dem Häuschen – das kannst du dir gar nicht vorstellen.“

Und wie! Donopolis, dieses Schwein, gab ihm heute ja klar und deutlich zu erkennen, was für einen feinsinnigen Porno-Champ er bisher in seiner Tochter verkannt hatte.

„Einer von den Rubbelhunden hat mir erzählt, er kommt gerade erst vom Frühstück, weil er gestern Nacht mit dem Vorsatz ins Bett gestiegen ist, erst dann wieder aufzustehen, wenn er sich zu jedem einzelnen Foto einen runterposaunt hat.“

Simonetta öffnete ihre Tasche und förderte provokativ eine Zigarettenschachtel zu Tage. Sie zog einen Tabakstängel heraus und zündete ihn an. Dabei wusste sie ganz genau, wie sehr es Policarpo verabscheute, wenn in seinem geliebten Mercedes geraucht wurde.

„Sandro hat dir also endlich verklickert, dass Aristotile zu den Tunten übergetreten ist?“ Sie träufelte Asche aus dem geöffneten Fenster.

Tunten.

Policarpo durchzuckte es, auf der Windschutzscheibe flammten rote Neonbuchstaben auf.

T - U - N - T - E - T - U - N - T - E.

Nein! Nicht auch das noch! Nicht schon wieder!

„Na, das hat dir aber so ziemlich den Kick verpasst, was?“ In Simonettas Stimme lag ein meisterhaft höhnischer Unterton. Sie musterte ihn scharf von der Seite. „Schlimmer als der Weltuntergang, hä? Dein Sohn – eine waschechte Schwuchtel. Mich als Mutter würde das jedenfalls ernsthaft belasten.“

Policarpo schwieg eisern.

„Hat sich Sandro in all seiner Geschwätzigkeit auch bemüßigt, dich zu informieren, seit wann wir einen warmen Bruder unter uns haben?“

Policarpo schwieg stählern.

„Du willst’s nicht wissen? Ich erzähl’s dir aber trotzdem.“

Simonetta lümmelte sich tiefer in den Sitz, zog ihre Beine an und stellte sie auf das Armaturenbrett. Was für Schuhwerk sie trug! Die groben Soldatenstiefel im Zweiten Weltkrieg dürften Samtpantoffeln dagegen gewesen sein.

„Der entscheidendste aller Fehler war eindeutig und natürlich Florenz. Florenz und das Theologiestudium. Fehler Nummer zwei: die Wohngemeinschaft, auf die Aristotile so spitz war, und die er der Luxushütte im Borgo Ognissanti vorgezogen hat. Übrigens – im Nachhinein kann man nur sagen, ‘spitz’ war da ja im allerwörtlichsten Sinne gemeint. Jedenfalls ist er da in einem ganz üblen Nest gelandet: Ascanio und Lisippo und Giorginianino. Pech für Aristotile, dass die drei verkehrten Portionen unumstößliche Verfechter der Monogamie sind und Giorginianino keine zwei Wochen zuvor von seinem Liebhaber sitzen gelassen wurde. Der arme Jüngling war so betrübt und fand in Aristotile einen aufrichtigen Trostspender – und noch mehr. Auf Einzelheiten brauch’ ich wohl nicht einzugehen, oder willst du den ganzen Schmalzroman hören?“

Sie angelte aus ihrer Tasche einen Kamm und frisierte ein heruntergefallenes Haarbüschel nach oben. „Giorginianino ist selbstverständlich nicht alleine in Florenz geblieben; die beiden sind ja wie Kletten. Können sich keinen ‘Sonnentag ihres Lebens’ ohne ihre gegenseitige Herzenswärme mehr vorstellen. Aristotile meint auch, dass es langsam an der Zeit ist, seinen Freund in der Familie vorzustellen. Du kannst dich ergo in den nächsten Tagen auf was gefasst machen.“

Ob er letzten Endes sogar im Haus wohnte, ohne dass er etwas davon wusste?

„Quatsch und Fuckzweg. Oder hast du vielleicht schon mal gehört, wie oben die Post abgeht? Nee, Giorginianino campiert in einer Billigabsteige unten im Tal, in Ponte Felcino am Bahnhof – du weißt doch, der heruntergekommene Schuppen gegenüber dem Bahnhof, wo die Polypen schon dreimal Schwomo-Alarm gegeben haben. Glaub’ mir, in den schummrigen Buden, da können sie bestimmt ganz ungestört turteln.“

Simonetta drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus. Das ganze Auto stank nach Asbest und Bimsstein.

„Du bist dir ja im Klaren darüber, wohin Aristotile tatsächlich spaziert, wenn er frühmorgens parfümtriefend aufbricht, um ‘im Archiv von San Francesco für die Uni zu recherchieren’? Du hättest eigentlich schon lange Lunte riechen müssen.“

Klar hätte er schon lange Lunte riechen müssen! Er hätte schon vor Jahren und Jahrzehnten Lunte riechen müssen! Schon in seines Sohnes Kleinkindesalter hätte ihm wie Schuppen von den Augen fallen müssen, dass Aristotiles Dampflok langsam aber sicher auf ein Abstellgleis zusteuerte. Ein Muttersöhnchen war er, zurückhaltend, zimperlich und zu sehr gepflegt, die Verkörperung eines Waschlappens, um im Jargon seiner Tochter zu sprechen. Wie hatte er, Policarpo, sich damals mokiert, als Aristotile vierzehnjährig vollkommen verdattert zu seiner Mutter eilte und sich jaulwimmerig erkundigte, ob es möglich sei, von seiner Bräunungscreme mehr Sommersprossen bekommen zu haben. Ein gestandenes Mannsbild mit Bräunungscreme? In Pomade ertränkte Haare, Lackschuhe mit gewaltigen Silberschnallen, Hosen, welche man früher der eisernen Jungfrau gleichgesetzt hätte! Ein absonderlich geschraubtes, verzerrt-nasales Italienisch und – seine Art zu laufen! Die Kniegelenke schienen bei seiner Erschaffung vergessen worden zu sein, so steif, wie er durch die Weltgeschichte staksierte...

Allem Unheil hätte Policarpo rechtzeitig einen Riegel vorschieben, jede Sympathie zum gleichen Geschlecht im Keim ersticken können, und außerdem hatte er sich immerfort gegen diese halbseidene Wohngemeinschaft gesträubt – wohl aus unbewusster, düsterer Vorahnung – aber nun kam jede Klage zu spät:

Sein Sohn, Aristotile, war homosexuell.

In geringem Abstand hintereinander aufgestellte Schilder mit Geschwindigkeitsbegrenzungen kündigten eine Baustelle auf der Landstraße an. Der Verkehr geriet ins Stocken. Mehrere rüttelige Vierrad-Turiner hupten ärgerlich. Eine Straßensperre aus harzverschmierten Holzplanken riegelte beide Fahrbahnen ab und zwang die Autofahrer, den zeitraubenden Umweg über Santa Maria degli Angeli, die Unterstadt Assisis, zu nehmen. Die landesweiten Anstrengungen, Italien für das Kirchenjubiläum fein herauszuputzen und bereits im Risorgimento geplante Restaurierungsarbeiten endlich in die Wege zu leiten, waren ja ohne Zweifel löbliche Vorsätze; die Umsetzung dieser Pläne zupfte jedoch erheblich am Geduldsfaden der Bevölkerung. Policarpo hätte gleich auf der *superstrada* bleiben können; bedeutend schneller kam er hier über Land nun auch nicht voran, und seine perfide Tochter mit ihren missgünstigen Kommentaren wäre ihm allemal erspart geblieben.

„Wie willst du’s eigentlich *mamma* beibringen?“

Vor Policaros Auto überquerte eine schwedische Pilgergruppe die Straße. Zwei blondhaarige Kinder deuteten frech ins Auto und bewunderten Simonettas Ringelantenne.

„Wenn du’s ihr einfach so ins Gesicht pulverst, kannst du sie gleich erschießen. Das ist mehr Action und bringt astronomischen Schotter, wenn man’s entsprechend vermarktet.“

Policarpo platzte der Kragen. „Magst du vielleicht endlich ablassen, weiterhin mit der Streitaxt der Niedertracht mein Gemüt zu zersäbeln? Willst du mich elenden Wurm noch ärger zertreten? Mich betäuben genug Probleme, und da bedarf ich deiner ehrlosen Gemeinheiten auch nicht mehr als Krönung!“

„Du hast Probleme? Hast du’s schon mal mit Telefonsex probiert?“

Policarpo biss sich auf die Lippen und umklammerte das Lenkrad so fest, dass seine Knöchel weiß anliefen.

„Sei doch nicht so trantütig!“ Simonetta zündete sich einen zweiten Sargnagel an.

„Trantütig?“ schrie Policarpo und schlug mit der rechten Faust auf die Tachokonsole. „Nicht trantütig soll ich sein? Ich, der ich innerhalb von zwei Tagen die einst reich und fruchtbaren Weinstöcke beider Söhne verdorrt und auf felsigem Boden schaue, der eine Sohn Unzucht mit einer Prostituierten, der andere mit einem widermenschlichen Viehgetüm und Bastard treibend? Wie soll ich mich denn sonst gebärden, der mir die Rolle des

Arlecchino in dieser Familientragödie zu eigen wird? In schallendes Gelächter ausbrechen müsste ich wahrscheinlich!“

Simonetta schmunzelte in sich hinein. Sie ringelte eine schwarze Strähne um ihren Daumen und schnalzte ihr silbernes Sturmfeuerzeug durch die Luft. „An deiner Stelle würde ich mich nicht so abfällig über Nutten auslassen, besonders nicht über Lucia.“

„Aha! Soll ich ihr vielleicht um den Arm fallen und den Roten Teppich ausrollen und die Willkommensgirlande über dem Hausportal aufhängen, ja?“

„Mehr... *viel* mehr wirst du tun, wenn du sie erst einmal kennen gelernt hast.“

„Ich!“ brauste Policarpo auf. „Ich, ein Streiter des Humanismus, ein Laudator alles Schön- und Schönstgeistigen, ich werde an der Senkgrube des Circestuhls riechen, indem ich Bekanntschaft mit einem pampschludrigen Allermannsliebchen schließe? Ich, ich werde sie...“

„Gerade du als Humanist“, bremste ihn Simonetta, „gerade du als ‘Laudator alles Schön- und Schönstgeistigen’, du wirst dein humanistisches Wunder erleben. Du wirst den Freudentanz des Schönstgeistigentums vollführen. Du wirst im güldenen Himmel des kunsthistorischen Lorenzomedicissimus schwalben. Aber wenn du auch das nicht hören willst... *non c'è problema*. – Meine Lippen seien versiegelt für alle Zeiten und in Ewigkeit. Amen.“

Rechts der Straße lange Reihen hölzerner Verkaufsstände, dahinter die monumentale Kirche Santa Maria degli Angeli, das fünfzehntgrößte Gotteshaus der Erde. Endlose Pilgerscharen strömten aus Reisebussen mit den Autokennzeichen aller Herren Länder Europas zur Portiunkula-Kapelle, der Betstätte San Franciscos, um welche man im *Settecento* in völlig antifranziskanischer Auffassung einen barocken Pomp-Bau errichtet hatte.

Und der Heilige lächelte Policarpo aufmunternd von der Kuppellaterne herüber.

„Also... also gut, Simonetta“, krächzte Policarpo, „bitte – ich bitte dich, verrate mir um Gottes Namen, *was ist los?*“

„Aha“, Simonetta ließ ihren Blick über die kahle Nordfassade der Kirche schweifen und paffte in aller Seelenruhe noch drei Züge. „So schnell krieg’ ich dich also appelweich, wenn’s drauf ankommt? Nicht zu fassen, wie...“

„Halt mal! Halt, ich...“

„Vergiss es. Nun ja, zur Feier des Tages will ich heute mal nicht so sein. Von allem, was ich dir jetzt auftrische, wirst du mir garantiert kein Sterbenswörtchen glauben – es ist wirklich zu grotesk – aber es entspricht der absoluten Wahrheit, ich habe nichts davon erfunden. Ich schwör’s. Vertraust du mir auch?“

Policarpo nickte ergeben.

Simonetta senkte ihre Stimme und wisperte dann ganz leise, fast unhörbar:

„Lucia Pirandelli, die nichtsnutzige Hure aus Milano, Sandros sündige Freundin, sie ist die WIEDERGEURT DER SIMONETTA VESPUCCI.“